

WIE VIELE LEBEN KOSTET EIN KARAT?

Macht, Kapital
und globale
Ungerechtigkeit
rund um die
Ressource
Gold

Guya Merkle



WIE VIELE LEBEN KOSTET EIN KARAT?

Macht, Kapital
und globale
Ungerechtigkeit
rund um die
Ressource
Gold

Guya Merkle



EIN BUCH DER
EDITION MICHAEL FISCHER

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek.

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://www.dnb.de> abrufbar.

Alle in diesem Buch veröffentlichten Inhalte sind urheberrechtlich geschützt und dürfen nur mit ausdrücklicher schriftlicher Genehmigung des Verlags gewerblich genutzt werden. Eine Vervielfältigung oder Verbreitung der Inhalte des Buchs ist untersagt und wird zivil- und strafrechtlich verfolgt. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die im Buch veröffentlichten Inhalte wurden von Verfasser und Verlag sorgfältig erarbeitet und geprüft. Eine Garantie für das Gelingen kann jedoch nicht übernommen werden, ebenso ist die Haftung des Verfassers bzw. des Verlags und seiner Beauftragten für Personen-, Sach- und Vermögensschäden ausgeschlossen.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich an:
Edition Michael Fischer GmbH
Kistlerhofstr. 70
81379 München
kontakt@emf-verlag.de

Bei der Verwendung im Unterricht ist auf dieses Buch hinzuweisen.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG („Text und Data Mining“) zu gewinnen, ist untersagt.



EIN BUCH DER EDITION MICHAEL FISCHER
1. Auflage 2026
© 2026 Edition Michael Fischer GmbH

Cover, Layout & Satz: Luca Feigs
Lektorat: Catherine Beck
Bildnachweis:
Cover: © CeltStudio/shutterstock, © Agrus/shutterstock

ISBN 978-3-7459-3477-9
www.emf-verlag.de

Für meine Familie.

*Manchmal braucht es den Mut, das Unsichtbare
sichtbar zu machen, um zu verstehen, was war
und was werden kann.*

Dank

Ich weiß gar nicht, ob ich in meiner Danksagung allen gerecht werden kann, die direkt und indirekt an diesem Buch beteiligt waren.

An aller erster Stelle danke ich Regina Denk. Ohne sie gäbe es dieses Buch nicht.

Meinen Eltern bin ich dankbar für das, was sie mir im Leben mitgegeben haben. Dafür, dass sie meinem Sinn für Gerechtigkeit immer Freiheit gegeben und mir alles unbewusst und bewusst an die Hand gegeben haben, um mein Leben nach meinem Kompass zu gestalten.

Ich danke meinem Team, das mir den Rücken freigehalten hat, um dieses Projekt umsetzen zu können, und jeder meiner Ideen immer wieder Raum und Vertrauen geschenkt hat.

Ich danke meinem Partner dafür, mir nicht nur die Zeit zum Schreiben ermöglicht zu haben, sondern auch jede meiner damit einhergehenden Krisen aufgefangen zu haben, da gewesen zu sein, an mich zu glauben und das Buch und Passagen immer wieder gelesen und mir das wertvollste Feedback gegeben zu haben.

Meinen Interviewpartnern für die wertvollen Einblicke und die Zeit, das Thema mehr und mehr zu schärfen und aus allen Blickwinkeln zu betrachten. Nur durch euch konnte ich hier Tiefe reinbringen.

Und ganz zum Schluss danke ich meinen Kindern. Ohne euch hätte ich nicht die Kraft, immer und immer wieder aufzustehen und laut zu werden. Ihr seid der Grund, warum ich nicht aufgebe, diese Welt mit meinem Möglichen besser machen zu wollen. Ihr seid die Zukunft und zeigt mir jeden Tag, wofür es sich lohnt, über den Tellerrand zu schauen.

INHALT

Dank	9
Einleitung	15

DAS GOLD UND ICH 21

Wie ich zum Gold kam	22
Wie man ein Familienunternehmen schnell und erfolgreich gegen die Wand fährt	29
Aufbruch	32

FASZINATION GOLD 37

Die Geschichte des Goldes	40
Goldfakten	57
Wie wird Gold zu Schmuck?	59
Goldpreis	60
Gold und sein Nutzen	65
Der Goldabbau und seine großen Herausforderungen	69
Zwei Systeme – ein Rohstoff	69
Wie Gold gewonnen wird	74
Die großen Herausforderungen	79
Ein Blick hinter die Kulissen	82
Ein kleiner Zwischengedanke	96
Wie verändert man denn nun die Goldlieferkette?	100

DAS MACHT-SYSTEM 109

ES MUSS DOCH ANDERS GEHEN 125

Meine ersten Schritte	126
Der Goldhandel oder einfach gesagt: Dubai!	136
Die Earthbeat Foundation	141
Eine große Vision	146
Der World Gold Day	151

WARUM EIN SCHMUCKLABEL 155

oder der Moment, in dem ich verstanden habe, dass ich selbst Teil des Systems werden muss	155
Mein erster Versuch: Fairtrade / Fairmined Gold	157
Warum mich das Modell überzeugt hat?	159
Mein Learning	162
Wie ging es also weiter?	162
Mein Learning aus Handygold	166
Goldrecycling und das liebe Greenwashing	167
Das VIERI-System	171

WIE VIELE LEBEN KOSTET DENN NUN EIN KARAT? 177

CHANGE IS POSSIBLE 183

Die Industrie	187
Die Politik	188
Die Konsumenten	189
Das System	190

AUSBlick 197

Was bleibt jetzt nach all dem übrig?	198
--------------------------------------	-----

Dieses Buch ist vieles gleichzeitig: eine wichtige Aufklärung über Gold und seinen Abbau; es ist auch eine berührende Familiengeschichte; und eine Inspiration für alle, vor allem für Frauen, die beruflich ihrer Leidenschaft folgen möchten.

KERSTIN WENG
Chefredakteurin VOGUE GERMANY

Schöner Schmuck hat seinen Preis, wer den wirklich bezahlt, ist uns nicht immer klar und wird oft bewusst nicht transparent gemacht. Die Arbeit von **Guya Merkle** ist unglaublich wertvoll, weil sie sichtbar macht, was viele verdrängen. Dieses Buch erzählt also nicht nur eine ganz persönliche Geschichte sondern auch die von Millionen Menschen, von deren Opfern wir nie sonst hören würden.

HADNET TESFAI
Moderatorin und Journalistin

Einleitung

Die Sonne hier oben ist weiß. Surreal weiß. Ich kann nicht richtig fühlen, ob mir kalt ist oder fast ein wenig zu warm. Ich schaue nach rechts. Alles, was ich sehen kann, ist ein Abgrund. Die Reifen des Pick-ups schlittern auf dem Kies. Ich wundere mich ein wenig über mich selbst. Ängste sind sehr subjektiv. Obwohl ich hier jede Sekunde mit dem Auto in die Tiefe stürzen könnte, bin ich voller Vertrauen. Dabei hat mich der Flug hierher fast um den Verstand gebracht. Ich habe so schlimme Flugangst, dass ich im Nachhinein nicht einmal mehr weiß, wie ich überhaupt hierhergekommen bin. Es war ohnehin eine Verkettung von Zufällen (oder Schicksal, das überlasse ich jedem selbst), die mich hierhergeführt haben. An uns laufen Frauen vorbei, sie tragen Wasserkanister. Meine Übersetzerin sagt mir, dass ich, wenn wir angekommen sind, nichts essen und trinken soll. Ich werde fast ein wenig sauer, hätte sie mir das nicht sagen können, bevor wir losgefahren sind? Vorbereitet bin ich nämlich nicht, was man schon allein daran sieht, dass ich mit einem Rimowa-Rollkoffer auf über 3.000 Meter in die Anden fahre. Einen Schokoriegel und eine angebrochene Flasche Wasser habe ich noch in der Handtasche. Den Schal habe ich mir um meine Nase gebunden. Hinten auf der Ladefläche des Pick-ups ist es staubig. Stunden vergehen, bis der Fahrer uns

signalisiert, dass wir gleich ankommen. Ich habe keine Ahnung, was mich erwartet.

Wir werden langsamer, fahren vorbei an einem Fußballfeld, einer Schule, die aus vier Säulen und einem Wellblechdach besteht. Keine Tische und Stühle. Kleine, provisorisch zusammengebaute Hütten erstrecken sich in der steilen Landschaft. Zwischen ihnen flattert Wäsche im Wind. Bunte Farbtupfer, die die Szenerie fast romantisch wirken lassen.

Romantisch – so viel kann ich sagen – wird hier aber gleich nichts.

Leicht unbeholfen steige ich von der Ladefläche des Pickups. Was mache ich denn jetzt?

Bevor ich richtig darüber nachdenken kann, geht es auch schon los. Ein Mann kommt auf uns zu, und wir setzen uns in Bewegung. Ich bin die Einzige, die kein Spanisch spricht, zum Glück aber die Übersetzerin. Ein junges Mädchen mit einem strahlenden Lachen. Ich bin froh, dass sie da ist, nicht nur wegen der Sprachbarriere, sondern auch ein wenig, weil sie hier in der so fremden Umgebung ein kleiner Anker für mich ist.

Ich bin auf einer Goldmine in Südamerika, Peru.

Man muss schon jetzt betonen, dass ich mich auf einer konventionell und informell arbeitenden Goldmine befinde. Was das bedeutet, erfahre ich aus erster Hand. Im ganzen Dorf sind mehrere Stationen aufgebaut, fast ein wenig wie beim Zirkeltraining. Neben einer Art Kiosk, wo man Handy-Prepaidkarten, Süßigkeiten und Quecksilber kaufen kann, ist ein kleines Loch in den Boden gegraben, darüber liegt ein großer Stein. Auf dem Stein ein Querbalken. Auch der erinnert mich stark an den Schwebebalken aus dem

Sportunterricht. „Komm, komm“, spricht mich ein junger Mann an. Offenbar ist man hier auf den „Gold“-Tourismus vorbereitet. Ich nehme seine Hand und stehe wenige Sekunden später breitbeinig auf dem Balken. „Jetzt wippen“, ruft mir Maria, meine Übersetzerin, zu. Langsam verlagere ich das Gewicht vom rechten auf das linke Bein. Es braucht etwas, bis der Balken in Bewegung kommt, aber schon bald arbeite ich mich langsam, aber stetig von rechts nach links. Der junge Mann schaut mich stolz an. Ich springe weniger galant wieder auf den Boden. „Und, was habe ich da jetzt gemacht?“, frage ich Maria, die meine Frage sofort ins Spanische übersetzt. Ich erfahre, dass ich hier an der ersten Station war. Das Golderz, das in der Mine unter Tage abgebaut wird, kommt in das Loch und der große Stein mahlt es zu feinem Sand. Natürlich nicht in den drei Minuten, die ich den zusammengebastelten Apparat bedient habe. Dieser Prozess dauert Stunden, denn der Sand muss ganz fein sein.

Dann kommt er in ein weiteres Loch, nur unweit vom ersten. Kein Stein liegt drauf, dafür ist es bis zum Rand mit Wasser gefüllt. Ein weiterer Mann nimmt den gemahlenden Goldsand und lässt ihn in das Wasser rieseln. Er holt eine alte Cola-Plastikflasche hervor, in der es silbern glänzt. Eine Art kleine flüssige Kugel rinnt aus der Flasche. Maria übernimmt, bevor ich überhaupt fragen kann – habe ich schon erwähnt, wie dankbar ich bin, sie an meiner Seite zu haben? „Das ist Quecksilber“, übersetzt sie. Der Mann nimmt einen Handschuh, stülpt ihn demonstrativ über die rechte Hand und fängt dann an, mit der linken im Wasserloch herumzurühren.

Nach und nach bildet sich ein Klumpen aus dem Wasser. Der Mann nimmt ihn in die Hand, er hat die Größe einer Johannisbeere. Damit geht er zu einer dritten Station, ein kleines

Feuer, das auf der offenen Veranda einer der Hütten brennt. Er legt den Klumpen auf einen Löffel mit einem langen Stiel und hält ihn über das Feuer. Es dampft und zischt. Sein Gesicht ist direkt über dem Löffel, er atmet den Dampf ein und nach einer Weile beginnt er zu lächeln. „Da ist es. Gold!“ In dem Moment verdreht Maria die Augen, wird ohnmächtig und fällt mit einem lauten Knall zu Boden.

Das war mein Schlüsselmoment. Er hat alles infrage gestellt, was ich bisher über Gold, Goldabbau, Goldverkauf und die Goldindustrie gedacht hatte.

Gold? Ja, Gold. Was Ihnen in diesem Moment vielleicht elitär, vielleicht auch irrelevant vorkommen mag, hat eine unglaublich tiefe und weitreichende Bedeutung in unserem Leben – aktuell, geschichtlich und auch systemisch. In der Tat ist es sogar so relevant, dass niemand von uns im Alltag ohne Gold auskommt. Gold ist überall, auch wenn Sie keinen Schmuck tragen: Es leitet Strom in unseren technischen Alltagshelfern, ermöglicht moderne Kommunikation und spielt eine Schlüsselrolle in unserem Finanzsystem.

Aber wo dieses Gold herkommt und unter welchen Bedingungen es gewonnen wird, hat mir erst dieses Ereignis in Peru deutlich gemacht. Dort konnte ich die ausbeuterischen Arbeitsbedingungen, die Umweltzerstörung und Menschenrechtsverletzungen hautnah erleben. Seit diesem Moment ist Gold, beziehungsweise der Abbau dieser für uns so wertvollen Ressource, zu meiner Lebensaufgabe geworden. Das mag pathetisch klingen, ich kann es aber nach den letzten 15 Jahren meines Lebens genau so sagen. Alles, was ich beruflich – und hier liegt der Fokus vielleicht eher auf der Berufung – tue, dreht sich einzig und allein darum, den Abbau und den Umgang mit diesem glänzenden Metall zu verändern.

Und auch dieses Buch schreibe ich vor allem, um mehr Licht darauf zu lenken, auch auf die Dringlichkeit, den Goldabbau und seine Auswirkungen auf die Agenda zu setzen. In solchen Zeiten keine dankbare Aufgabe: Noch etwas, um das wir uns kümmern müssen. Noch etwas, das Aufmerksamkeit und Handlung erfordert. Und seien wir ehrlich, natürlich wirken alle Probleme, die wir aktuell haben, einzeln betrachtet manchmal unbezwingbar. Aber wenn wir mal ein wenig herauszoomen, entdecken wir auch Zusammenhänge. Manchmal sind die Lösungen universeller, als wir denken. Ich glaube fest an Veränderung, und ich glaube, dass wir uns gemeinsam auf den Weg machen können, die großen Themen unserer Zeit anzugehen. Insofern wünsche ich mir sehr, dass das Buch losgelöst von meinem Thema „Gold“ eine Inspiration sein kann. Es soll zeigen, dass Veränderung immer möglich ist. Wir sind in der Lage, aktiv zu werden und uns für etwas einzusetzen, das wir so nicht mehr hinnehmen wollen.

Das hier ist ein Buch über Mut. Darüber, einfach anzufangen. Ein Buch über Erfolge und Misserfolge, über unkonventionelle Ideen und Wege. Ein Buch über meinen Weg und mein Leben, das ich dem Wandel beim Goldabbau gewidmet habe. Mal leise, mal laut, mal schneller, mal langsamer – aber den Blick stets unerschütterlich auf meine Vision gerichtet.

Kapitel 1

DAS GOLD UND ICH

Wie ich zum Gold kam

An der Autobahnausfahrt von Pforzheim steht unter dem Ortsnamen ein Zusatz: Goldstadt. In dieser Kleinstadt wurde ich im Februar 1986 geboren. Passend zur Bezeichnung arbeitete auch meine Familie in der Goldindustrie, genauer gesagt in der Schmuckherstellung. Mein Vater, eine perfekte Mischung aus deutschem Handelsmann und schillernder italienischer Persönlichkeit, führte dort in zweiter Generation ein Schmuckunternehmen. Was als klassischer Großhandel für Ketten, Ringe und Ohrschmuck von meinem Großvater gegründet wurde, wurde unter der Leitung meines Vaters zu einem internationalen Betrieb für die Herstellung und Produktion von Schmuckstücken feinsten Qualität. Ob Perlen, Diamanten oder Saphire. Mein Vater stellte mit seinem Unternehmen die schönsten Preziosen her und verkaufte sie an Juweliere und Privatpersonen in die ganze Welt.

Meine Mutter, Belgierin mit einem Gespür für Design und Ästhetik, stieg nach ihrem Umzug in die kleine Goldstadt auch in das Unternehmen ein.

So kam es, dass auch ich schon von klein auf einen festen Platz im Firmengebäude des Familienunternehmens hatte. Bis heute kann ich mich an die drei kleinen Fläschchen auf dem massiven Schreibtisch meines Vaters erinnern. Wie durch Zauberhand schwebten feine Goldpartikel durch die klare, schwerfällige Flüssigkeit.

Zu meinen Lieblingsplätzen gehörte der große Walk-In Safe, in dem Hunderte Tablett mit den schönsten Kreationen und Edelsteinen bestückt waren. Stunden spielte ich darin, während meine Eltern ihrer Arbeit nachgingen. Später wurde in der Presse daraus: „Ihre Legosteine waren

Edelsteine und Ringe.“ Ganz so war es nicht, aber ich liebte es schon sehr.

Auch die Poststelle war einer meiner Wohlfühlorte. Der Duft des Wachses, nachdem es erhitzt wurde und blutrot schwer tropfend Pakete und Briefe versiegelte, die dann in die ganze Welt verschickt wurden.

Ich wuchs also in Pforzheim auf, verbrachte die meiste Zeit im Garten oder den Geschäftsräumen meiner Eltern, ging in den Kindergarten und die ortsansässige Grundschule, meine beste Freundin wohnte gegenüber auf der anderen Straßenseite. Wenn mich meine Eltern nicht auf Geschäftsreisen nach Japan oder in die Emirate mitnehmen konnten, war ich traurig. Aufgeregt war ich, wenn ich mitkommen durfte, auf Messen nach Italien oder in die Schweiz. Ich mochte das trubelige Leben, mochte es, meinen Eltern beim Arbeiten zuzusehen, beim Verhandeln, beim Verkaufen, beim Lachen und beim Schickmachen für Events und Happenings. Es hatte etwas Großes, etwas Freies, Aufregendes, die Welt jenseits des bekannten Alltags kennenzulernen. Zu meinem dritten Geburtstag bekam ich mein erstes Schmuckstück: eine Kette, zu der ich jedes Jahr einen neuen Anhänger erhielt. Ich habe sie heute noch – Schmuck kann Erinnerungen konservieren. Das merke ich mittlerweile immer wieder.

Auch wenn ich es als Kind nicht so wahrgenommen habe – es gehörte dazu, und ich mochte es. Damals war dieses Leben für mich ganz selbstverständlich. Heute weiß ich: Ich bin privilegiert groß geworden. Das Geschäft meiner Familie war erfolgreich. Sie verkauften Schmuck in die ganze Welt. Regelmäßige Dinnerpartys bei uns zu Hause gehörten

ebenso zu meinem Leben wie Veranstaltungen mit Kunden bei Juwelieren, Galerien und in Hotels.

Der Beruf meiner Eltern, man kann auch hier eigentlich schon von Berufung sprechen, war für mich immer Alltag. Ich konnte nichts anderes und habe niemals irgendetwas davon hinterfragt. Es war mein Leben. Daran änderte sich auch wenig, nachdem sich meine Eltern getrennt hatten und ich mit meiner Mutter nach Berlin zog. Ich war neun Jahre alt. Meine Mutter hatte einen Job bei einem der renommiertesten Juweliere der Welt bekommen, und sie nahm mich mit. Also ging es in die Großstadt. Damals erschien es mir unvorstellbar, diese Stadt lieben zu können – diese Betonwüste, die eine eigene Autobahn hatte und mir all meine Freunde nahm. Aber ich bin Sternzeichen Wassermann, die Veränderung liegt mir im Blut, und die Lust auf Neues brachte dann doch die nötige Portion Neugier auf dieses neue Leben mit sich.

Meinen Vater sah ich ab diesem Zeitpunkt nur noch selten, doch wenn, war es immer wieder eine Reise in eine Welt, die mich faszinierte. Da gab es diesen einen Trip nach New York. Neben Kindheitsträumen wie Disneyland, einem Besuch in der Metropolitan Oper zu unserer gemeinsamen Lieblingsoper „La Traviata“ und einer Sahneschlacht im Hotel, in dem ich auch Naomi Campbell begegnen durfte, begleitete ich ihn auf zahlreiche Meetings. Eines davon war selbst für mich so surreal, dass ich es bis heute ganz klar vor Augen habe: Wir stiegen vor einem Hotel aus dem Taxi und trafen einen Geschäftspartner. Statt hineinzugehen, griff mein Vater in seine Hosentasche, holte ein paar große, lose Diamanten raus und übergab sie unserem Gegenüber. Ein kurzes Händeschütteln, ein paar nette Worte, und schon saßen wir

wieder im Auto. Und ja, ich habe genau das gedacht, was Sie jetzt vielleicht denken: Ähm, war das jetzt überhaupt gesetzeskonform? Aber so funktionierte die Schmuckindustrie – oder sollte ich sagen: So funktioniert sie? Steine wurden hin und her gereicht, bis der richtige Käufer kam, Verträge auf Vertrauensbasis geschlossen. Es handelte sich um eine ganz alltägliche Situation im Schmuckhandel der 1990er-Jahre.

Eine weitere Erfahrung meiner Kindheit mit der schillernden und etwas surrealen Welt der Juwelen durfte ich in London machen, abermals mit meinem Vater. Nachdem wir Hop-on-Hop-off im Touristenbus gemacht, das Harrods besucht und den Buckingham Palace besichtigt hatten, ging es in einem Taxi weiter Richtung Hyde Park. Im Penthouse eines Luxus-hotels wurden wir vom Housekeeping in Empfang genommen. Wir tranken einen Tee, und mein Vater bereitete mich schon darauf vor, dass es jetzt etwas dauern könnte. Er hatte Kniffel dabei. Das war unser Spiel. In allen möglichen Situationen spielten wir Kniffel. Selbst bei meinem ersten Liebeskummer auf der Treppe seines Hauses konnte mich nur eine Partie Kniffel aus dem Herzschmerz herausholen.

Im Vorraum der Suite vergingen die Stunden. Allmählich wurde ich etwas ungeduldig. Und da, endlich, ganze fünf Stunden später, ging die Tür auf, und wir wurden in einen Raum gebeten. Die schweren, dunklen Samtvorhänge waren zugezogen. Schummriges Licht erfüllte den Raum. Eine weitere Tür ging auf, und der Kunde meines Vaters, ein Scheich aus den Emiraten, kam im Bademantel herein. Ein kurzes Hallo, ein kleiner Small Talk, und schon kam es zum Wesentlichen. Dieses Wesentliche war ein Ring mit einem 12-Karat-Herz-diamanten. Der Scheich, der gerade noch ein köstlich-klebriges Baklava gegessen hatte, nahm den Ring, berührte den

Stein mit denselben Fingern, die er davor in Honig getränkt hatte, betrachtete den Ring kurz und warf ihn meinem Vater in hohem Bogen in den Schoß. „It’s dirty“, sagte er. „Find me another one.“ Dann stand er auf und verließ den Raum. Als kleine Notiz am Rande: Man sollte einen Stein niemals – erst recht nicht mit honigverklebten Fingern – anfassen. Er nimmt schnell den natürlichen Fettgehalt der Haut auf und wirkt dadurch stumpf und verschmutzt.

Sosehr ich die Ausflüge in diese so bekannte, aber mir gleichzeitig fremde Welt liebte, so wenig verbunden war ich mit ihr. Jedes Mal hatte ich das Gefühl, Gast in einer Szenerie zu sein, in der ich mich zwar bewegen konnte, aber nicht agieren wollte. Ein wenig so, wie durch ein Fenster in eine Welt zu schauen, die mich zwar berührte und gewiss auch prägte, zu der ich aber nicht gehörte.

Es war eher die Faszination für die Person meines Vaters, dafür, „wie“ er etwas tat, nicht so sehr, „was“.

So kam es, dass ich mich in Berlin fernab von Prunk und Juwelen entwickelte und meine eigenen Erfahrungen sammelte.

2007, Berlin/Potsdam: Mittlerweile studierte ich Kommunikationswissenschaften und finanzierte mir mein Studentenleben als Personal Assistant bei betterplace.org – ein Start-up, das es sich zum Ziel gemacht hatte, kleine soziale Projekte weltweit mit Spendern und Unternehmen zu verbinden, um somit direkt und unkompliziert zu helfen.

Schnell merkte ich, dass dieser Job für mich nicht nur ein Mittel zum Zweck war, sondern ich das große Glück hatte, mit 20 Jahren so etwas wie ein leises Gefühl von dem zu bekommen, was ich mit meinem Leben anfangen wollte:

Kommunikation in Verbindung mit unternehmerischen Verantwortungsbereichen, das aktive Verbinden von Grassroot-Projekten und wirtschaftlichen Institutionen, ja, dieses Gefühl, die Welt ein klein wenig zu verändern, vielleicht sogar etwas besser zu machen. Ich hatte viele Pläne ...

Doch das Leben sah das Ganze etwas anders: Ein paar Wochen nach meinem 21. Geburtstag starb mein Vater nach kurzer, schwerer Krankheit. Und nein, ich war nicht ansatzweise darauf vorbereitet. Auf den Schmerz, den Verlust, aber auch auf all das, was nun in mein Leben kam.

Zeit zu trauern blieb mir fast gar nicht, denn schon fünf Tage nach dem Tod meines Papas saß ich in Karlsruhe beim Testamentsvollstrecker. Ganz mein Vater, hatte er seinen Letzten Willen auf eine Krankenhausserviette geschrieben: „Ich vererbe alles meiner Tochter“. Punkt.

Die nächsten Monate verbrachte ich fast ausschließlich bei Notaren, Banken und Anwälten, die mir zu erklären versuchten, was ich jetzt wie machen musste. Es wurden Gelder hin- und hergeschoben, Unterschriften auf Dokumenten verlangt, von denen ich bis heute nicht weiß, was ich da eigentlich unterschrieben habe, Grundbücher umgeschrieben, Autos verkauft und Häuser ausgeräumt.

In meinem Leben begann ein neues Kapitel, das sich im Rückblick als eine der herausforderndsten Zeiten meines Lebens beschreiben lässt. Etwas verschwommen und dumpf funktionierte ich einfach nur. Hatte plötzlich als Studentin Geld, zog in meine erste eigene Wohnung und verlor für eine kurze Weile meinen Kompass. Ich tauchte ein in eine Welt, die nicht meine war. Hatte plötzlich Freunde, die sich bis dato nie für mich interessiert hatten, und war – man kann es nicht anders sagen – vollkommen überfordert.

Neben all den privaten Herausforderungen und Irrführungen gab es aber auch den einen Teil des Erbes, der – wie Steve Jobs es einmal gesagt hat – am Ende mehr Sinn ergeben sollte, als ich es in der damaligen Situation für möglich gehalten hätte: Die Firma meines Vaters befand sich zum Zeitpunkt seines Todes schon einige Jahre in der Schweiz. Nachdem er verstorben war, führte sie meine Mutter als Geschäftsführerin weiter. Jedoch gelang es ihr nicht wirklich, das Unternehmen auf Kurs zu halten. Mein Vater war eine Persönlichkeit gewesen, die man schwer beschreiben konnte. Betrat er einen Raum, wurde es immer etwas stiller. Nicht nur, weil er groß und attraktiv war. Er hatte dieses italienische Charisma, diese Aura eines Mannes von Welt, mit einer gewissen Lässigkeit und Witz ...

Einmal saßen wir in einem Café, und es dauerte ungewöhnlich lange, bis wir bedient wurden. Da stand er auf und sang – ganz zu meinem Entzücken – mit tiefer und wohlklingender Opernstimme unsere Bestellung.

Er war großzügig und der sicherste Ort der Welt für mich. Anders kann ich es nicht beschreiben. Er war ein Genie mit Schattenseiten, die ich als Kind oft in allen Facetten mitbekommen habe. Aber er hatte diese Wärme, diese faszinierende Art und einen Charme, der dazu führte, dass man ihn einfach lieben musste.

Warum ich das so beschreibe? Weil mir viel zu spät klar wurde, dass mein Vater der weltbeste Geschäftsmann gewesen war, weil er die Dinge auf seine eigene Weise regelt. Und das bedeutet bestimmt nicht immer fair. Aber er konnte es einfach. Ohne ihn würde es beinahe unmöglich werden, das Geschäft genauso weiterzuführen, wie er es aufgebaut hatte.

Wie man ein Familienunternehmen schnell und erfolgreich gegen die Wand fährt

Mein Vater war also tot, und ich sollte in seine Fußstapfen treten. Allein das böte Stoff für ein ganzes Buch: Abgesehen davon, dass es unmöglich war, in seine Fußstapfen zu treten, habe ich unglaublich viele Fehler gemacht. Weder wusste ich, wie man ein Unternehmen führt, noch besaß ich irgendwelche BWL-Kenntnisse. Ich konnte auch nicht nachvollziehen, wieso und warum Menschen für Schmuck so viel Geld ausgaben. Dadurch wusste ich natürlich auch nicht, wie ich diesen Schmuck an Menschen verkaufen sollte. Um ehrlich zu sein, hatte ich nicht mal Ahnung davon, wie ein Schmuckstück überhaupt entsteht. Es war hart.

Diese fünf Jahre nach dem Tod meines Vaters waren rückblickend vielleicht gar nicht mal die schwersten in meinem Leben – aber vielleicht die skurrilsten, die mir inzwischen eher wie eine staubige und etwas undurchdringliche Erinnerung vorkommen. Denn sie waren angefüllt von zu vielen Informationen, Handlungen, Gefühlen, Entscheidungen und Menschen, die etwas von mir wollten. In den meisten Fällen war es Geld. Es meldeten sich nicht nur Anwälte und Geschäftspartner, deren Rechnungen anscheinend nie bezahlt worden waren, wie aus dem Nichts bei mir. Eines Nachts klingelte mein Telefon, und ein russischer Oligarch erklärte mir sehr freundlich, dass der rosafarbene Diamant, den mein Vater ihm gemeinsam mit einem befreundeten Händler vor fünf Jahren verkauft habe, gar nicht die halbe Million Dollar wert gewesen sei. Er versuche den Stein nämlich gerade

bei einem namhaften Auktionshaus zu verkaufen und wurde dort aufgeklärt, dass der Stein maximal 200.000 Dollar wert sei. Darüber war er nicht sonderlich erfreut und verlangte von mir eine Lösung. Sein Beileid sprach er mir trotzdem aus.

Ein halbes Jahr später saß ich in einem Flieger nach Dubai, auf dem Weg zu einem Prozess: Ein Scheich hatte Schmuck im Wert von über zwei Millionen erhalten, aber nie bezahlt. Den Prozess gewann ich, das Geld habe ich trotzdem nie erhalten. Hinaus ging ich aber mit der Erkenntnis, dass Vertrauensbasis und fehlende Verträge vielleicht doch kein so gutes Konzept waren.

So war ich immer noch Gast in dieser für mich fremden Welt und kam auf keinen grünen Zweig. Verzweifelt erklärte ich meiner Mutter, dass ich das jetzt weitermachen müsse, denn ich war getrieben von dem Gefühl, der Verantwortung gerecht zu werden. Also führte ich das Familienunternehmen weiter – obwohl sich längst gezeigt hatte, dass es ein aussichtsloses Unterfangen war. Immer wieder stopfte ich diverse Löcher mit privatem Geld, allerdings befand ich mich, auch wegen der fehlenden Verbindung zu dem, was ich tat, im ständigen Krisenmodus – den ich mir leisten konnte, denn es war ja genug da. Ich kam jedoch nie in meine Mitte, kam nie dazu, mich zurückzunehmen, zu atmen und zu hinterfragen. Eine Strategie hatte ich nicht, sondern konnte immer nur reagieren. Nach zwei Jahren, mittlerweile war ich 26, waren ich und das Geld ausgebrannt. Was blieb, war die Entscheidung, das Unternehmen zu schließen, ein Haufen Schuldgefühle und die tiefe Überzeugung, dass ich einfach versagt hätte, im Gepäck.

Ich zog also die Reißleine und stampfte alles so weit ein, dass ich nur noch minimale Kosten hatte. Ich schloss das

Ladenlokal, entließ die Mitarbeiter, mietete einen Safe in einer Bank für den Restbestand an Schmuck, Gold und Edelsteinen – und machte erst einmal nichts mehr.

Das Nichtstun finde ich bis heute eine wunderbare Idee – und ich habe auch konstant das Gefühl, genau das zu brauchen. Das Problem ist nur, dass ich es einfach nicht gut kann. Denn die Schuldgefühle arbeiteten in mir – ich wollte verstehen, warum es nicht geklappt hatte. Wollte verstehen, was es wirklich ist, das Menschen an Schmuck so fasziniert, dass sie bereit sind, so viel Geld für ihn auszugeben. Ich wollte verstehen, was Schmuck eigentlich wirklich ist.

Und so ging ich zwei Monate später für ein halbes Jahr nach London an das Gemological Institute of America, um mir genau dieses Wissen anzueignen. Dort belegte ich Design-Kurse, Diamanten- und Farbedelsteine-Kurse und lernte alles über die Grundlagen des Juwelier-Daseins. Es eröffnete mir eine Welt, zu der ich zwar immer noch keinen Zugang fand, aber nach und nach verstand, wie faszinierend dieses Universum rund um seltene Funde, glänzendes Gold und emotionale Schmuckstücke war. Es ging um die schillernden Geschichten rund um das Geschmeide von Stars und Juwelier-Häusern, und plötzlich verstand ich die Verbindung zum Marketing, das Kreieren von Welten, Wünschen und Emotionen. Und ich lernte, dass Edelsteine selten vorkommen, ihr Abbau oft schwierig ist, die Kunst des Schleifens einzigartig und die Geschichten rund um die Welt der Juwelen wild und exklusiv sind.

Und dann war es da. An die Wand projiziert von einem Overheadprojektor: das Bild einer Goldmine. Ein Krater, der sich

Schicht um Schicht in die Erde grub. Grau und sandig. Es ging um Gold. Um die Eigenschaften, um Legierungen und die Verarbeitung. Doch ich hörte gar nicht mehr richtig zu, ich starrte einfach diesen Krater an. Irgendetwas stimmte für mich an diesem Bild nicht. Irgendetwas ließ mich nicht mehr los.

Im Hotel angekommen, recherchierte ich im Internet zu „Goldabbau“. Ein paar Artikel wurden mir angezeigt. Schlagworte wie „Kinderarbeit“, „Quecksilber“, „Zerstörung“, „Amazonas“ und „indigene Völker“ flimmerten vor meinen Augen. Das ungute Gefühl in mir wuchs. Am nächsten Tag fragte ich meinen Professor, wie Gold eigentlich abgebaut wird. Es folgten kurze Erklärungen über Länder wie Peru und Kolumbien, Südafrika und die Elfenbeinküste. Er erzählte mir, dass große Unternehmen für den Abbau verantwortlich seien und es Raffinerien gäbe, die das Gold dann verarbeiteten. Dass es aber natürlich auch Probleme gibt, in kleinen Minen, die oft unsicher und illegal arbeiten.

Diese schwammigen Aussagen befriedigten mich nicht. In meiner weiteren Recherche stolperte ich über einen Artikel von Fairtrade in der Schweiz, die gerade daran arbeitete, Minen zu zertifizieren. Noch konnte ich nicht so viel mit all den Informationen anfangen, aber ich wusste, dass ich mehr wissen wollte. Drei Monate später saß ich mit einer Freundin in einem Flieger auf dem Weg nach Lima, Peru.

Aufbruch

Zurück zum Anfang des Buchs. Ein kurzer Moment der Panik. Ich schreie förmlich in die Runde, ob es einen Arzt gibt. Ein paar Minenarbeiter kommen herbei und halten Maria Kräuter unter die Nase. Es funktioniert. Sie macht die Augen

auf. Nachdem sie mir nachdrücklich versichert, dass es ihr wieder gut geht, läuft die Besichtigung weiter. Wir gehen durch das Dorf, vorbei an Hütten, einen kleinen Berg hinauf bis hin zum Eingang, der in die Mine führt. Frauen haben hier eigentlich keinen Zugang, aber nicht etwa aus Sicherheitsgründen. Diese Männer glauben daran, dass die Mine eifersüchtig wird, wenn eine Frau sie betritt, und dann kein Gold mehr herausgibt.

Ich höre es donnern. Unser Guide erklärt, dass gerade gesprengt wird. Neben dem Eingang liegen Berge von Gestein. Das ist das abgetragene Golderz. Immer mehr Männer kommen mit Schubkarren und laden etwas davon auf, um es zu den Stationen zu bringen, wo unser Besuch angefangen hat.

Wir gehen weiter zum sogenannten Dorfplatz. Dort sitzen Leute, die aufspringen und fragen, ob wir Gold kaufen wollen. Die Stimmung kippt leicht, nachdem ich verneine. Ich bin hier, um mir anzuschauen, wie Gold abgebaut wird, erkläre ich.

Und dann passierte etwas, womit ich nicht gerechnet hatte.

Wild durcheinanderredend erklären mir die Männer und Frauen, was sie brauchen. Was sich verändern muss. Bessere Bezahlung. Sicherheit. Zugang zu den offiziellen Märkten. Infrastruktur. Und eine Alternative zu Quecksilber. Niemand sagt: Der Goldabbau soll stoppen. Ich erfahre, dass die Menschen hier seit Generationen Gold abbauen. Dass sie stolz sind auf das, was sie tun. Die meisten sind in der Mine geboren. Die meisten sind nie in eine Schule gegangen. Die meisten können nicht lesen und schreiben.

Es ist Zeit aufzubrechen, denn wir wollen noch in eine andere Mine. Eine, die erst kürzlich zertifiziert wurde. Eine

sogenannte Fairtrade-Mine, die von den Organisationen Fairtrade und Fairmined umgestellt worden ist. Die legal arbeiten soll, mit Arbeitsschutz, einem kleinen Health Center und einem richtigen Büro. Diese Mine liegt mit dem Auto nur 20 Minuten entfernt. „Immer noch nichts essen“, wiederholt Maria. Ich merke erst jetzt, wie hungrig ich bin, habe aber kaum Zeit, darüber nachzudenken, denn wir sind schon da.

Wir setzen uns im Büro an einen Schreibtisch und haben einen Termin mit dem Chef der Mineure. An den Wänden hängen Plakate mit Erklärungen und Botschaften zum richtigen Umgang in den Minen. Sichtlich stolz erzählt er uns, was sich hier seit der Zertifizierung verändert hat. Er erklärt, wie die Strukturen funktionieren, die Arbeitsabläufe und Sicherheitsmaßnahmen, und in der Tat bekommt man schnell den Eindruck, dass hier vieles anders läuft.

Das sogenannte Zirkeltraining ist hier auf einzelne Gebäude verteilt. Das Zerkleinern des Gesteins findet in Mühlen statt. Das Quecksilber wird in geschlossenen Becken hinzugefügt, und das Verbrennen des Amalgams findet in geschlossenen Öfen statt, die durch kleine Schornsteine den Rauch in die Luft leiten. Das Gold wird von offiziellen zertifizierten Goldhändlern gekauft, für jedes verkaufte Kilo erhalten sie einen Premium. Das bedeutet, dass sie zusätzlich zum festgelegten Goldpreis einen Mehrbetrag erhalten, den sie für festgelegte Projekte innerhalb der Community investieren müssen, sei es in Infrastruktur, Bildung oder Gesundheit. Die Mine fördert einige Hundert Kilo im Jahr, was mich überrascht. Noch kann ich die Zahlen nicht bewerten.

Man merkt, dass die Mine moderner arbeitet, denn ich darf in einen Minenschacht. Mit Helm und Kopflampe laufe ich einem Arbeiter hinterher. Mein Herz pocht. Ich gehe geduckt,

die Luft wird stickiger, und in Abständen von zehn Minuten wackeln die Wände, und es rieselt etwas Staub von der Decke. „Ist das sicher?“, frage ich panisch. „Ja“, lächelt mich der sympathische und schon sehr betagte Arbeiter an. Ich vertraue ihm.

Der Tag neigt sich dem Ende zu, es wird dunkel. Ich bin müde, erschöpft, erschlagen von allem, was ich gesehen und erfahren habe. Außerdem habe ich Hunger. Am Ende bekomme ich noch eine Broschüre mit: Fairtrade Gold und seine Chancen. Schon bahnt sich der Pick-up den Weg entlang des Abgrunds zurück in die kleine Hafenstadt am Fuße des Bergs. Dort muss ich meinen Bus bekommen, der mich über Nacht zurück nach Lima bringt. Vor dem Bus werden Hähnchen verkauft. Ich schnappe mir eins, inhaliere es quasi innerhalb von Sekunden und schlafe sofort ein. Zwölf Stunden später sitze ich im Flieger zurück nach Berlin. Mein Kopf ist dumpf, mein Gefühl aber ist klar. Ganz klar. Mir wird bewusst, dass ich etwas erlebt habe, das mein Leben verändern wird. Ich weiß noch nicht, wie, aber ich weiß, dass sich alle Puzzleteile zusammenfügen werden.

Kapitel 2

FASZINATION GOLD

Es hat also 26 Jahre, einen großen persönlichen Verlust, eine Firmenpleite und eine Reise nach Peru gebraucht, bis ich mir darüber bewusst wurde, dass Gold ein Rohstoff ist, der aus der Erde geholt werden muss. Also so richtig bewusst. Natürlich wusste ich immer, dass Gold nicht auf Bäumen wächst, aber richtig infrage gestellt, wie Rohstoffe eigentlich gewonnen werden, hatte ich nie. Und auch wenn der Abbau von Ressourcen eine Blaupause des Goldabbaus ist, so ist es für mich doch noch einmal ein krasserer Gegensatz bei einem Rohstoff, der auf der einen Seite so viel mit Wohlstand, Emotionen, Reichtum, Sicherheit und Glück zu tun hat und gleichzeitig so sehr dafür steht, was in unserer Welt schief läuft, der mit Zerstörung, Menschenrechtsverletzungen, geplatzten Träumen und Ungerechtigkeit einhergeht. Auf der einen Seite dient er nur einem Bruchteil der Menschheit und auf der anderen beschert er so vielen anderen Herausforderungen und Probleme.

25 Millionen – immer, wenn ich diese Zahl nenne, die Zahl der Menschen weltweit, die geschätzt im Goldabbau tätig sind, geht ein erstauntes Raunen durch den Raum. Denn es ist wirklich verrückt, dass man so wenig über den Abbau des Goldes weiß, obwohl es so viele Menschen auf unserer Welt betrifft.

25 Millionen. Das wären über ein Viertel der deutschen Bevölkerung, oder, liebe Schweizer, die dieses Buch vielleicht auch lesen, dreimal die Bevölkerung der Schweiz.

Warum es kein Zufall ist, dass ich vor allem die Schweiz hier in den Vergleich ziehe? Darauf komme ich später noch zurück, denn die Schweiz spielt eine sehr große Rolle im globalen Goldmarkt. Und – so viel kann ich teasern – das nicht, weil es enorme Goldvorkommen gibt.

Diese 25 Millionen Menschen – Schätzungen gehen davon aus, dass es sogar weit über 100 Millionen Menschen sind, die indirekt vom Goldabbau betroffen sind – arbeiten hauptsächlich in lateinamerikanischen, afrikanischen und asiatischen Ländern. Goldvorkommen und daher auch deren Extraktion finden in hohem Maße aber auch in Kanada, in den USA und Australien statt. Gold gibt es nämlich auf der ganzen Welt. Man vermutet, dass es beim Urknall, also dem Ursprung unseres Planeten, entstanden ist. Vielleicht liegt es genau an Geschichten wie der vom Urknall, dass Gold uns seit jeher so fasziniert.

Bedenkt man nämlich, dass Gold in seiner Rohform eher aussieht wie ein etwas poröser und dreckiger Kieselstein, seine Farbe Grau, Braun – nur schwer zu erkennen, dass sich dahinter etwas Glänzendes verbergen mag –, muss man etwas tiefer in die Historie des Goldes eintauchen, um zu verstehen, welche Rolle Gold in unserer Gesellschaft spielt. Ich würde behaupten, dass jeder von uns daran vorbeilaufen würde, nicht ahnend, welchen Schatz man da vor sich liegen hat.

Wie kommt es also, dass wir ganz verrückt sind nach diesem Edelmetall, ja, sogar Strapazen auf uns nehmen? Wie viele Abenteurer und Schatzjäger haben sich auf den Weg gemacht, in den Weltmeeren unter den schwierigsten Bedingungen versunkene Schätze zu suchen. Ihr Ziel ist neben Tafelsilber und Edelsteinen immer wieder Gold. „Goldschatz“ hat ja nicht ohne Grund einen festen Platz in unserem Sprachgebrauch. Wir verbinden Gold mit Perfektion. „You are gold“, singt Spandau Ballet nicht ohne Grund. „Den goldenen Schnitt“, „Schweigen ist Gold“, „Goldküste“, „Morgenstund hat Gold im Mund“, „Ein Herz aus Gold“, alles Ausdrücke, die uns zeigen, wie wichtig uns etwas ist. Wie sehr wir es verehren,

ja sogar versuchen, es zu erreichen. Gold ist ein Ziel – etwas, das wir anstreben. Was wir sein wollen: Wir wollen golden sein.

Gold steht für Reichtum und Macht. Für Träume und Sehnsüchte. Für Emotionen und Sicherheit. Grabfunde belegen, dass bereits vor Tausenden Jahren Gold abgebaut und verarbeitet wurde. Wir kommen hier also nicht drum herum, eine kleine Zeitreise zu den Anfängen des Goldes zu machen. Denn erst dann wird klar, wie sehr sich Gold und seine Bedeutung in unserer Gesellschaft verankert haben, warum es uns so wichtig geworden ist und warum ein Besuch bei Tiffany's an der Saks Fifth Avenue jedem von uns ein wenig Bauchflattern bescheren würde.

Und sollten Sie denken: „Also mich lässt ein Besuch bei Tiffany's total kalt“ – keine Sorge, auch Sie haben jeden Tag mit dem funkelnden Metall zu tun, wahrscheinlich sogar mehr, als Sie denken. Dazu aber später mehr.

Die Geschichte des Goldes

Man geht davon aus, dass bis zum heutigen Zeitpunkt über 200.000 Tonnen Gold geschürft wurden. Das sollen 75 % von dem sein, was sich auf unserer Erde abbauen lässt. Schätzungen gehen deshalb davon aus, dass es nur noch rund 20 Jahre abbaubares Gold gibt und der Goldabbau danach erschöpft ist. Dass Rohstoffe endlich sind, ist per se keine Seltenheit. Es gibt viele, die nicht nachwachsen oder deren Erhalt wir bei gleichzeitigem Abbau nicht beeinflussen können.

Wir alle kennen etwa die Diskussionen um unsere Energie. Fossile Brennstoffe wie Erdöl, Erdgas und Kohle wachsen nicht nach. Abgesehen davon, dass der Abbau dieser

Rohstoffe hochgradig belastend für unsere Umwelt und somit auch für uns ist, werden sie eben auch irgendwann nicht mehr da sein. Wir sollten uns also definitiv um Alternativen kümmern, und das im besten Fall noch, bevor wir dafür mit immer verrückteren Plänen kommen, in die Natur einzugreifen und uns unsere Lebensgrundlage zu zerstören. Ich glaube, das wäre gut – aber das nur als kleiner Gedanke am Rande.

Neben diesen uns sehr bekannten Energieträgern gibt es aber noch weitere Rohstoffe, die uns im Alltag immer wieder begegnen und um deren Bestand es eher schlecht aussieht. Dazu gehören zum Beispiel Industriemetalle wie Eisen, Kupfer, Aluminium, Zink und Blei. Auch diese Metalle werden aus festen Lagerstätten gewonnen, die sich nur extrem langsam durch geologische Prozesse regenerieren, wenn überhaupt.

Um zu bewerten oder einzuschätzen, wie es um einen Rohstoff steht, gibt es natürlich eine Kennzahl. Ich weiß, dass solche Zahlen eher dazu führen, dass man auf Durchzug schaltet. Trotzdem möchte ich die Gelegenheit nutzen, einen winzigen Abstecher in die fachliche Welt zu machen, aber ich mache es kurzweilig. Diese Kennzahl, die also bewertet, wie es um Rohstoffe so steht, nennt sich „Reserve-to-Production Ratio“ kurz und auf Deutsch: R/P-Verhältnis. Dieses Verhältnis setzt die bekannten wirtschaftlich abbaubaren Reserven eines Rohstoffs in Relation zur jährlichen Produktion. Es zeigt an, wie viele Jahre die aktuellen Reserven bei gleichbleibender Abbaumenge noch ausreichen würden. Ein niedriger R/P-Wert weist darauf hin, dass die Ressource relativ knapp ist, während ein hoher Wert auf eine längere Verfügbarkeit hindeutet.

Für Aluminium liegt dieser Wert zum Beispiel bei 200 Jahren. So lange können wir es also noch abbauen. Ich finde das jetzt gar nicht so viel – aber nun. Es folgt ja einem

altbekannten Mechanismus: Das Ende des abbaubaren Aluminiums werde ich nicht mehr mitbekommen.

Bei Kupfer wird es auf jeden Fall eine knappe Sache. Hier liegt der R/P-Wert bei ca. 50 Jahren.

Neben den Industriemetallen, denen wir aktiv im Alltag immer wieder begegnen, gibt es auch kritische Metalle und Edelmetalle, die nach demselben Prinzip funktionieren. Sie wachsen nicht nach, und die Abbaubedingungen schaden in hohem Maße unserer Umwelt und den Menschen, die aktiv und auch passiv am Abbauprozess beteiligt sind.

Das sind vor allem Elemente, die in unserer modernen Technologiewelt immer mehr zum Tragen kommen (ich schreibe dieses Buch zu einem Zeitpunkt, in dem der aktuelle Präsident der Vereinigten Staaten Grönland haben möchte, nur um hier auch mal einen Zusammenhang aufzuzeigen – ein Land, das all diese Elemente in sehr hohen Vorkommen besitzt). Eines dieser Elemente ist Kobalt. Auch bei Kobalt vermutet man, dass man es noch etwa 50 Jahre lang abbauen kann.

Kobalt ist ein strategisch wichtiger Rohstoff, besonders in Zeiten wachsender Nachfrage nach Batterietechnologien.

Last but not least – und deshalb sind wir ja hier – gibt es eben auch die nicht nachwachsenden Edelmetalle wie Gold, Platin und Palladium. Edelmetalle haben ihren Namen daher, dass sie sich von anderen Metallen, den sogenannten „reaktiven“, abheben. Sie reagieren nämlich nicht so leicht bzw. gar nicht mit anderen Stoffen. Zudem sind sie selten, aber wie wir gerade gelernt haben, vergeht dieser noble Vorteil mit der Zeit, da auch andere Metalle immer seltener werden. Einer der wichtigsten Faktoren, warum sie ihren Namen dennoch alle Ehre machen, sind wir. Wir Menschen, die sich seit

Generationen kollektiv darauf geeinigt haben, ihnen Wert, Emotionen, Bedeutung und Vertrauen zu schenken. Und damit sind wir jetzt voll drin in dem, worum sich dieses Buch eigentlich dreht.

Warum ist Gold eigentlich so spannend für uns Menschen? Sieht man sich Gold mal genauer an, hat es die hervorragende Eigenschaft wie oben beschrieben. Zum einen ist es korrosionsbeständig, es läuft also nicht an. Gleichzeitig ist es aber auch weich und lässt sich entsprechend gut bearbeiten. Außerdem leitet es gut, was bedeutet, dass es elektrischen Strom sehr effizient transportiert.

Neben all diesen tollen Eigenschaften ist Gold aber, ganz nüchtern betrachtet, von relativ geringem praktischen Nutzen, oder sagen wir es so: Es hat keinen höheren praktischen Nutzen als andere Rohstoffe. Trotzdem spielt es eine so tragende Rolle in unserer Gesellschaft, die weit über seinen eigentlichen Nutzen hinausgeht.

Ich finde es unfassbar spannend, zu verstehen, wie es so weit kommen konnte, dass ein Rohstoff eine solche Macht über uns bekommt, dass am Ende vor allem, leider hochaktuell, Kriege damit finanziert werden. Auf der anderen Seite werden die schönsten Schmuckstücke damit kreiert. Was für ein krasser Gegensatz.

Wir gehen also rein: Erste Funde von Gold in verarbeiteter Form wurden in der Region von Bulgarien gemacht. In Gräbern wurde Goldschmuck gefunden, sodass man davon ausgehen kann, dass es bereits 5000 v. Christus eine hohe Statussymbolik rund um das Edelmetall gegeben haben muss.

Auch in Ägypten und Mesopotamien (dem heutigen Irak) wurde Gold zu dieser Zeit abgebaut und als Zeichen für

Macht und Reichtum gesehen – zumindest legen Grabfunde das nahe. Der Geschichte zufolge wurden vor allem Nuggets in ausgetrockneten Flussläufen gefunden. Was mich nicht wundert, denn Gold im Gestein als Gold zu erkennen, dazu gehört schon eine gewisse Kenntnis.

Der gezielte bzw. professionelle Goldabbau begann dann ab ca. 3500 v. Christus in Ägypten. Zu dieser Zeit hatte Gold vor allem eine hohe religiöse Bedeutung: Es wurde als das Metall des Sonnengotts angesehen, was sich vermutlich auf seine Farbe und den Glanz zurückführen lässt und ihm die Eigenschaften von göttlicher Macht und damit einhergehende Unsterblichkeit zusprach. Göttliche Macht und Unsterblichkeit? Je mehr ich recherchiere, desto mehr möchte ich in das Thema Mensch eintauchen. Was ist es in uns, das danach strebt, unsterblich zu sein und Macht über andere zu besitzen? Ist das also der Ursprung, warum Gold so eine Anziehung auf uns ausübt? Wollen wir am Ende eigentlich unsterblich sein?

Da bekomme ich schon wieder den Impuls, rauszuzoomen und den Versuch zu starten, Zusammenhänge zu schaffen für das Gesamtbild, in dem wir uns gerade befinden. Ist Gold zu dem geworden, was es ist, weil unsere Vorfahren sich damals schon nach Unsterblichkeit gesehnt haben und Gold als Machtinstrument dazu geführt hat, diesem Größenwahnsinn nachzugehen? Oder gab es den Größenwahnsinn schon, und Gold war nur Mittel zum Zweck?

Hängen Macht und Sehnsucht nach Unsterblichkeit zusammen? Betrachtet man unsere aktuelle Gesellschaft, können sich durchaus Parallelen ziehen: Während politische Eliten und wirtschaftliche Schwergewichte sich wie Superstars verhalten, die göttliche Eingebungen oder zumindest ihr Calling bekommen haben, diese Welt angeblich zu retten, zeigt sich

gleichzeitig der Drang nach ewiger Jugend in der allgegenwärtigen Faszination für ein jugendliches Erscheinungsbild. All das findet man in den endlosen Filtern der sozialen Medien oder den boomenden Märkten für Anti-Aging-Produkte, Schönheitseingriffe und Longevity-Konzepte. In einer Zeit der Multikrisen hat kein Thema die sozialen Medien so fest im Griff wie das der Selbstoptimierung. Alles zum Zweck des langen Lebens.

Das alles hat jetzt nichts mit Gold per se zu tun. Aber ich bin davon getrieben, Zusammenhänge zu erkennen, um vielleicht eben auch der Belastung entgegenzuwirken, eine Million Probleme im Einzelnen lösen zu wollen. Vielleicht reicht es, ein paar große Strukturen anzugehen, um damit vielen einzelnen Herausforderungen zu begegnen.

Und irgendwie lässt mich auch der Mensch an sich nicht los. Dieses Streben nach ständiger Optimierung, sei es wirtschaftlicher oder persönlicher Natur, ist längst zu einer Art gesellschaftlichem Grundzustand geworden. Schneller werden. Besser werden. Effizienter werden. Gesünder, stärker, erfolgreicher, sichtbarer. Kaum etwas scheint heute noch einfach existieren zu dürfen, ohne optimiert zu werden.

Dahinter steckt oft mehr als bloßer Ehrgeiz. Es geht um Kontrolle. Um die Hoffnung, Unsicherheit beherrschbar zu machen. Wer leistungsfähiger ist, erfolgreicher wirkt, mehr Einfluss hat oder länger jung bleibt, fühlt sich dem Leben vielleicht ein Stück weniger ausgeliefert. Optimierung wird damit schnell zu einem modernen Machtinstrument – nicht nur gegenüber anderen, sondern auch gegenüber der eigenen Angst vor Bedeutungslosigkeit, Kontrollverlust oder Vergänglichkeit.

Wir möchten aktiv eingreifen und verändern. Das kann auch gut sein, aber wenn es so weit geht, dass fast schon

blinder Aktionismus entsteht und wir nicht mehr hinschauen, was das für unsere Umwelt und Mitmenschen oder gar uns selbst bedeutet, kann es gefährlich werden. Dann entwickelt sich das Streben nach dieser Macht oft zu einem Treiber, dessen Auswirkungen wir immer wieder erleben dürfen.

Das war eine kleine Abschweifung, aber ich finde es einen spannenden Gedanken zur Frage, wieso Gold in unserer Gesellschaft diesen Stellenwert bekommen hat. Und wenn wir dann lesen, dass dieses glänzende Metall eben mit göttlicher Macht gleichgestellt wurde, kann es auf jeden Fall eine Erklärung sein, was es mit den Menschen schon damals gemacht hat.

Zu dieser Zeit beschränkte sich der Nutzen von Gold also anders als heute noch rein auf das Symbolische. Wie es sich dann langsam, aber sicher von einem Symbol zu Währung und Tauschmittel und schließlich zu einem zentralen Wirtschaftsfaktor und dem Inbegriff von Luxus entwickelte, möchte ich zumindest kurz umreißen.

Als ich zum ersten Mal in einer Goldmine stand, hatte ich das Gefühl, auf etwas zu schauen, das gleichzeitig uralte und erschreckend aktuell ist. Gold wirkt oft wie ein Symbol aus einer anderen Zeit. Man denkt an Pharaonen, an antike Münzen, Schatzkammern und Königreiche. Doch während ich dort stand und den Männern zusah, wie sie mit ihren Händen Erde aus engen Schächten trugen, wurde mir plötzlich klar: Das, was hier passiert, ist kein Relikt aus der Vergangenheit. Es ist Teil einer Geschichte, die seit Jahrtausenden weitergeschrieben wird.

Gold begleitet die Menschheit länger als fast jeder andere Rohstoff. Es hat Imperien entstehen lassen, Handelsrouten geprägt und Finanzsysteme geformt. Es hat Menschen dazu gebracht, Kontinente zu überqueren, Kriege zu führen und

ganze Landschaften zu verändern. Und vielleicht erklärt genau diese lange Geschichte, warum Gold bis heute eine so besondere Rolle in unserer Welt spielt.

Um also weiter zu verstehen, warum ein Metall eine solche Macht über uns entwickeln konnte, lohnt sich deshalb ein Blick zurück. Sehr weit zurück.

Wenn man die Geschichte des Goldes betrachtet, reist man im Grunde durch die Geschichte der menschlichen Zivilisation selbst. Kaum ein Material hat unsere Vorstellung von Macht, Reichtum und Stabilität so stark geprägt wie dieses glänzende Metall.

Eine der ersten Hochkulturen, die Gold systematisch förderte, war das alte Ägypten. Vor allem Pharaonen und religiöse Eliten schmückten sich mit Gold. Tempel wurden damit dekoriert, Grabkammern ausgestattet, und die berühmten Totenmasken aus massivem Gold sollten den Übergang in das Leben nach dem Tod sichern.

Doch Gold war nicht nur religiös aufgeladen, es wurde auch schnell zu einem politischen Instrument. Bereits um etwa 1500 v. Chr. entwickelte sich in Ägypten eine Art früher Goldstandard. Gold diente zunehmend als Grundlage für wirtschaftlichen Austausch, zur Bezahlung von Abgaben und als Maßstab für Reichtum. Wer über Gold verfügte, verfügte über Macht.

Der Einfluss Ägyptens auf den Goldhandel reichte weit über die Grenzen des Niltals hinaus. Händler brachten das Metall über den gesamten Mittelmeerraum. In Lydien, im heutigen Westen der Türkei, entstand schließlich ein entscheidender Schritt in der Geschichte des Geldes: Dort wurden um das siebte Jahrhundert v. Chr. die ersten Goldmünzen geprägt. Sie bestanden aus Elektron, einer natürlichen Legierung aus Gold und Silber. Zum ersten Mal erhielt

Gold eine standardisierte Form, die nicht nur Wert symbolisierte, sondern auch als universelles Zahlungsmittel funktionierte.

Diese Idee verbreitete sich schnell. Die Griechen übernahmen das Münzsystem und machten Gold zu einem wichtigen Bestandteil ihres Handels. Noch größer wurde seine Bedeutung im Römischen Reich. Die Römer prägten Münzen wie den Aureus, der in großen Teilen Europas und im Nahen Osten zirkulierte. Gold war nun nicht mehr nur Zahlungsmittel, sondern auch ein politisches Instrument. Es floss als Tribut aus eroberten Regionen nach Rom und half dabei, die wirtschaftliche und militärische Macht des Imperiums zu sichern.

Als das Römische Reich schließlich zerfiel, verschwand Gold nicht aus den wirtschaftlichen Strukturen der Welt. Im Gegenteil: Es blieb ein zentraler Träger von Macht. In Europa wurde es in Klöstern, Burgen und Schatzkammern gehortet, während im islamischen Kalifat Goldmünzen – die sogenannten Dinare – eine wichtige Rolle im Handel zwischen Afrika, dem Nahen Osten und Asien spielten. Gleichzeitig entwickelten sich auf dem afrikanischen Kontinent mächtige Reiche, deren Wohlstand stark auf Gold basierte. Königreiche wie Mali und Ghana kontrollierten bedeutende Goldvorkommen und zogen Händler aus der gesamten bekannten Welt an.

Mit der Entdeckung Amerikas durch Christoph Kolumbus begann ein neues Kapitel in der Geschichte des Goldes – eines, das eng mit Kolonialismus und Ausbeutung verbunden war. Europäische Mächte, vor allem Spanien und Portugal, erschlossen enorme Gold- und Silbervorkommen in der sogenannten Neuen Welt. In Regionen wie Peru, Kolumbien und Mexiko wurden riesige Mengen Edelmetall gefördert und nach Europa transportiert.

Diese Ströme veränderten nicht nur die politischen Machtverhältnisse der Welt, sondern auch die Wirtschaft Europas. Zum ersten Mal in der Geschichte gelangten über einen längeren Zeitraum hinweg große Mengen Edelmetall in die europäischen Geldsysteme. Münzen konnten schneller geprägt werden, Handelsvolumen wuchs, Märkte expandierten.

Doch diese Entwicklung hatte auch eine unerwartete Nebenwirkung.

Je mehr Gold und Silber nach Europa gelangten, desto stärker stieg die Geldmenge – und damit auch die Preise. Historiker sprechen von der sogenannten „Price Revolution“. Über einen Zeitraum von etwa 150 Jahren vervielfachten sich in vielen Regionen Europas die Preise für alltägliche Güter wie Getreide, Kleidung oder Land. Der Grund war simpel: Es gab plötzlich deutlich mehr Geld im Umlauf, während die Menge an Waren nur langsam wuchs.

Gold begann also nicht nur, Reichtum zu symbolisieren – es veränderte auch die Funktionsweise von Wirtschaft.

Mit dem wachsenden Handel entstand jedoch ein weiteres Problem: Gold war schwer zu transportieren und gefährlich zu lagern. Händler, Kaufleute und wohlhabende Familien suchten nach Möglichkeiten, ihre Edelmetalle sicher aufzubewahren.

In vielen europäischen Städten übernahmen Goldschmiede diese Aufgabe. Sie verfügten über sichere Werkstätten, massive Tresore und Erfahrung im Umgang mit Edelmetallen. Menschen begannen, ihr Gold bei ihnen zu hinterlegen.

Als Beweis für die Hinterlegung erhielten sie ein Dokument – eine Quittung, die bestätigte, dass eine bestimmte Menge Gold sicher verwahrt wurde und jederzeit wieder abgeholt werden konnte.

Was zunächst nur eine praktische Lösung war, entwickelte sich langsam zu etwas völlig Neuem, denn diese Quittungen begannen selbst zu zirkulieren.

Statt das Gold physisch zu bewegen, wechselte nun einfach das Dokument den Besitzer. Wer eine solche Quittung erhielt, wusste: Dahinter lag echtes Gold. Und so akzeptierten Händler die Papiere zunehmend als Zahlungsmittel. Das Gold selbst blieb im Tresor – doch sein Versprechen wanderte durch die Wirtschaft.

Damit entstand eine Idee, die unser Geldsystem bis heute prägt: Geld musste nicht mehr aus Gold bestehen. Es konnte auch der Anspruch darauf sein.

Aus diesen einfachen Quittungen entwickelten sich im Laufe der Zeit die ersten Banknoten – und damit das Papiergeld.

Auch im 19. Jahrhundert blieb Gold ein Motor gesellschaftlicher Veränderungen. Der kalifornische Goldrausch im Jahr 1848 und der australische Goldrausch wenige Jahre später lösten gewaltige Migrationsbewegungen aus. Hunderttausende Menschen machten sich auf den Weg – getrieben von der Hoffnung, durch Gold zu Wohlstand zu gelangen. Ganze Städte entstanden innerhalb weniger Monate, während andere genauso schnell wieder verschwanden. Gold wurde zum Symbol eines Versprechens, das bis heute wirkt: der Traum vom schnellen Reichtum.

Während also auf der einen Seite Menschen buchstäblich nach Gold gruben, entwickelte sich auf der anderen Seite das Finanzsystem weiter.

Mit der Zeit erkannten Banken eine entscheidende Sache: Das meiste Gold wurde gar nicht gleichzeitig abgeholt. Solange Vertrauen bestand, blieb ein großer Teil der hinterlegten

Edelmetalle einfach in den Tresoren liegen, während die Quittungen im Umlauf waren.

Aus diesen einfachen Hinterlegungsscheinen entwickelte sich langsam etwas Neues. Banken begannen, standardisierte Dokumente auszustellen – Papiere, die nicht mehr nur eine individuelle Quittung waren, sondern als allgemeines Zahlungsmittel dienten. Diese Dokumente wurden zu den ersten Banknoten.

Damit hatte sich Geld ein weiteres Mal verändert. Es bestand nicht mehr aus Gold selbst, sondern aus Papier, das einen Anspruch auf Gold repräsentierte.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts begannen Staaten, dieses Prinzip zu ordnen und zu vereinheitlichen. Aus der Praxis der Banken entstand ein offizielles System: der sogenannte Goldstandard.

Die Idee dahinter war einfach. Jede nationale Währung entsprach einer festen Menge Gold. Wer eine Banknote besaß, konnte sie theoretisch jederzeit gegen diese Menge Gold eintauschen. Staaten verpflichteten sich gleichzeitig, genügend Goldreserven vorzuhalten, um dieses Versprechen einlösen zu können. Gold wurde damit zum stabilen Bezugspunkt für das gesamte Finanzsystem.

Für den internationalen Handel hatte das enorme Vorteile. Wenn mehrere Länder ihre Währungen an Gold banden, wurden Wechselkurse berechenbarer. Händler konnten über Kontinente hinweg Geschäfte machen, ohne ständig mit starken Währungsschwankungen rechnen zu müssen. Gold fungierte gewissermaßen als gemeinsamer Maßstab – eine Art globale Vertrauensbasis.

Doch dieses System hatte auch seine Grenzen. Immer dann, wenn Staaten plötzlich große Geldmengen benötigten, etwa in Zeiten von Krieg oder wirtschaftlichen Krisen, geriet der

Goldstandard unter Druck, denn Geld zu drucken, war nur möglich, wenn ausreichend Goldreserven vorhanden waren.

Nach den wirtschaftlichen Turbulenzen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts suchte die Welt deshalb nach einer neuen Form von Stabilität. 1944 trafen sich Vertreter von 44 Staaten im amerikanischen Ort Bretton Woods, um ein neues globales Währungssystem zu entwickeln.

Das Ergebnis der United Nations Monetary and Financial Conference war ein Kompromiss.

Gold blieb weiterhin der Anker des Systems – aber indirekter als zuvor. Der US-Dollar wurde zur zentralen Leitwährung der Welt und war als einzige Währung direkt an Gold gekoppelt. Eine Feinunze Gold entsprach 35 Dollar. Andere Währungen wiederum orientierten sich am Dollar.

Damit wurde der Dollar zum Dreh- und Angelpunkt des globalen Finanzsystems – und Gold blieb im Hintergrund dessen Fundament.

Doch dieses System hielt nicht ewig. Im Jahr 1971 erklärte der damalige US-Präsident Richard Nixon, dass der Dollar nicht mehr in Gold umtauschbar sein würde. Damit endete der Goldstandard offiziell. Währungen waren von diesem Moment an nicht mehr direkt durch Gold gedeckt.

Trotzdem hat Gold seinen besonderen Status nie verloren. Auch heute noch gilt es als eine der sichersten Formen der Wertaufbewahrung. Zentralbanken auf der ganzen Welt halten große Goldreserven, um sich gegen wirtschaftliche Krisen abzusichern. Privatanleger kaufen Goldbarren und Münzen als Schutz vor Inflation oder politischer Instabilität.

Gold ist damit mehr als nur ein Metall. Es ist ein Symbol für Stabilität in einer Welt voller Unsicherheit. Ein Material, das seit Jahrtausenden Vertrauen verkörpert – unabhängig davon, wie sehr sich unsere Wirtschaftssysteme verändert haben.

Und vielleicht liegt genau darin das Paradox: Während Gold für viele Menschen Sicherheit bedeutet, beginnt seine Geschichte oft an Orten, die alles andere als sicher und stabil sind.

Ich gebe zu, das war nun wirklich ein Abriss der Geschichte im Schnellverfahren.

Was wir daraus mitnehmen können?

Was als Symbol mit spiritueller Bedeutung angefangen hat (Schmuck, Statuen, Göttlichkeit, Unsterblichkeit), fand sehr schnell seine handfeste Bedeutung in unserem Geldsystem. Manche würden vielleicht behaupten, dass auch darin eine spirituelle Bedeutung liegt, denn Geld und vor allem damit verbundenes Machtgefühl und -gefüge ist am Ende das, was vielen wichtigen Entscheidungen zugrunde liegt. Genau das führte zu einem enormen Ungleichgewicht dieser Welt. Wenn Macht und damit einhergehend Geld und finanzielle Ressourcen unsere Entscheidungsträger sind, müssen diese finanziellen Ressourcen auch beschafft werden. Rohstoffe sind in den meisten Fällen Grundlage dieser finanziellen Ressourcen. Entweder, weil der Rohstoff an sich einen hohen Wert hat (etwa Gold), oder eben das, was man aus dem Rohstoff herstellen kann. Nun sind aber die Länder und Kontinente mit den hohen Rohstoffvorkommen sehr oft die ärmsten Regionen auf unserem Planeten, wohingegen die Regionen, die keine nennenswerten Rohstoffe besitzen, sich diese aber besorgen, oft die finanziell reichen Länder sind und damit auch die Entscheidungsträger – oder sagen wir: die Entscheider.

In dem Buch *Sapiens – A Brief History of Humankind* von Yuval Noah Harari gibt es eine kleine Anekdote, die vieles, was ich in diesem Buch aufarbeiten will, auf den Punkt bringt. Es ist ein Satz von Hernán Cortés, einem spanischen Konquistador, der nach der Kolonialisierung lateinamerikanischer

Länder durch Spanien von den Einwohnern gefragt wurde, warum er und die Spanier so verrückt nach diesem goldenen Metall sind. Darauf soll er geantwortet haben: „Weil wir an einer Herzkrankheit leiden, die nur mit Gold zu heilen ist.“

Für mich ist das ein Satz von sehr hoher Bedeutung, sagt er doch wieder viel über die Gier und unser Streben nach Macht aus, über das wir hier auch schon gesprochen haben. Und es zeigt erneut, dass genau hier ein wichtiger Hebel liegt, wenn wir uns Systeme anschauen. Denn in den meisten Fällen führte es damals wie heute zu Ausbeutung. Wie weit das vor allem in Bezug auf die Goldlieferkette zutrifft und weshalb es manchmal fast unmöglich scheint, diese umzugestalten, werden wir im Laufe dieses Buchs weiter betrachten.

Um später zu verstehen, warum es bei Gold keinen eindeutigen Lösungsweg zu einem verantwortungsvollen Umgang gibt, möchte ich aber zunächst noch einmal ein bisschen mehr darauf eingehen, was Gold neben Schmuck und Status ist – nämlich eine Währung.

Dazu möchte ich noch einmal Harari heranziehen, denn er bringt es einfach auf den Punkt: Er betont, dass Geld in erster Linie eine der größten Erfindungen der Menschheit ist. Kurz zusammengefasst: In der Vergangenheit basierte der Handel oft auf Tauschgeschäften. Das war jedoch oftmals unpraktisch, da beide Parteien genau das haben mussten, was der andere brauchte. Also kam man darauf, Geld oder Währung als universelles Tauschmittel einzuführen. Das erleichterte den Handel und schuf Vertrauen. Allein durch diese Idee wurde Handel zwischen großen Menschengruppen möglich.

Geld funktioniert aber nur, weil wir Menschen an dessen Wert glauben. Es hat an sich keinen intrinsischen Wert – sondern schafft seinen Wert nur durch gemeinsame Akzeptanz.

Es basiert auf einer kollektiven Vorstellung, die wir Menschen teilen.

In der Entwicklung hin zu Geld in der Form, wie wir es aktuell nutzen, spielte Gold eine zentrale Rolle: Es wurde, wie wir weiter oben lernen konnten, als Vertrauensbasis eingesetzt.

Das Vertrauen zu Gold basierte auf seiner universellen Akzeptanz und seinem stabilen Wert, unabhängig von politischen oder wirtschaftlichen Schwankungen. Und das können wir bis heute sehen. Während ich dieses Buch schreibe, befindet sich der Goldpreis auf einer Rekordjagd. Der Wert steigt quasi täglich. Aber natürlich gab es auch andere Zeiten – Schwankungen und Kurseinbrüche, die bestimmt auch zur Folge hatten, dass weniger in Gold investiert wurde. Doch das Vertrauen zu Gold ist so fest in uns verankert, dass wir den Glauben an seinen Wert niemals verlieren, unabhängig von seinem aktuellen Tageskurs. Wir haben uns darauf verständigt, kollektiv als Gesellschaft daran zu glauben. Und genau hier spielen auch wieder Entscheidungsträger eine Rolle. Gold war, was es war, und dazu in den Händen einflussreicher Menschen. Es diente ihnen, und somit war es von unfassbarer Bedeutung für sie und das System, das sie damit aufbauen konnten. Wenn Gold also als Grundlage für Reichtum für Königreiche und Imperien galt, ist es nur logisch, dass dessen Entwicklung dahin getrieben wurde, in monetären Systemen unverzichtbar zu sein. Ohne die Rolle und das gemeinsame Verständnis von Gold hätte eine Gesellschaft niemals auf Papiergeld vertrauen können.

Gold als Währung und Geld als System haben großen Einfluss auf die Bedingungen, wie Gold abgebaut wird. Demnach ist es auch einer der größten Hebel, um eine ganzheitliche Veränderung voranzutreiben.

Auch Harari wirft die Frage auf, ob die moderne Geldwirtschaft wirklich zum Wohlstand aller beiträgt oder ob sie Ungleichheiten verstärkt. Er kommt zu dem Schluss: Geld hat die Macht, nicht nur Zusammenarbeit, sondern auch Ausbeutung und Machtungleichgewichte zu fördern. Harari betrachtet Geld und Gold als grundlegende Bausteine der menschlichen Zivilisation. Während Gold den Grundstein für das Vertrauen zu Währungen legte, hat die Menschheit durch die Erfindung von Geld eine universelle Grundlage für Kooperation geschaffen. Gleichzeitig fordert Harari uns dazu auf, die Mythen um Geld kritisch zu hinterfragen, da sie nicht nur Verbindungen schaffen, sondern auch Ungleichheiten und Machtstrukturen zementieren können. Ganz ehrlich: Ich könnte ihm nicht mehr zustimmen.

Und schon während ich dies alles schreibe, habe ich das Gefühl, Ihnen ganz schön viel aufzuladen. Wer hätte gedacht, dass Gold so viele Facetten hat? Wie schön wäre es, wenn wir es einfach dabei belassen könnten zu sagen, lasst uns schönen Schmuck daraus machen.

Aber wenn es so einfach wäre, die Welt zu retten, hätten wir es wahrscheinlich schon längst getan. Und vielleicht bekommt der eine oder die andere hier schon ein Gefühl dafür, warum ich nicht aufhören kann, mich mit dem Thema Gold und seinem Abbau zu beschäftigen. Das Herzstück meines Buchs soll sich vor allem meiner Arbeit widmen. Was können wir denn nun genau machen, um die Strukturen rund um den Rohstoff Gold zu verändern?

Ich wünschte, es wäre so einfach zu erklären. Und die Komplexität des Themas macht es nicht einfach, das zu vermitteln. Aber ich versuche mein Bestes, Sie mitzunehmen.

Bevor wir aber tiefer in das Thema einsteigen, welche Herausforderungen und Lösungsansätze es gibt und was mir das Leben zum Thema Gold so beigebracht hat, müssen wir noch ein paar Fakten rund um Gold kennenlernen. Ich verspreche Ihnen: Das wird spannend.

Goldfakten

Ich bin mit Gold und Schmuck groß geworden, und doch hat es Jahre gebraucht, um wirklich zu verstehen, was es mit der Schmuckproduktion auf sich hat. Eigentlich hat es nicht das Studium gebraucht, sondern eher den Schritt, mein eigenes Schmuckunternehmen zu gründen. Genau das habe ich 2015 nämlich gemacht. Ich wollte nicht mehr hinnehmen, dass jeder, mit dem ich in der Schmuckindustrie sprach, mir dieselbe Antwort gab: „Nein, das können wir nicht verändern“, „So ist das eben mit dem Gold“, „So schlimm ist es jetzt auch nicht“, „Wir machen es schon gut“, „Dafür können wir auch nichts“. Es hat mich wirklich in den Wahnsinn getrieben. Man hätte fast den Eindruck bekommen können, dass die goldverarbeitende Industrie überhaupt kein Problem hat. Alle Unternehmen, die in den Schmuckprozess eingebunden waren, hatten Zertifikate vorzuweisen, waren Mitglied in Verbänden, die besondere Nachhaltigkeit predigten. Und immer wieder kam die Frage in mir hoch: Wenn alles so gut läuft, wo bleibt denn dann das ganze Gold aus den Kleinstminen, die ich besucht habe? Wenn niemand dieses Gold kauft, weil keiner Konfliktgold in seinen Lieferketten hat, wo geht es denn dann hin? Löst es sich in Luft auf? Die Antwort – also die richtige – sollte ich erst viele Jahre später bekommen, und sie ist hochaktuell.

Jedenfalls hat es mir irgendwann gereicht. Ich wollte meine Energie nicht mehr damit verschwenden, große Unternehmen dazu zu bringen, in Veränderungen ihrer eigenen Lieferketten zu investieren (und ich meine wirkliche Veränderungen, nicht nur das Einhalten von Due-Diligence-Vorgaben), wenn ich immer nur hörte: „Das können wir nicht machen. Damit haben wir nichts zu tun. Unsere Aktionäre wollen das nicht – aber wir spenden für den lokalen Fußballverein und helfen Kindern mit wenig Zugang zu Bildung.“

Verstehen Sie mich nicht falsch: Es ist nichts verkehrt daran, Kindern zu helfen, Zugang zu Bildung zu bekommen. Und auch nichts daran, lokale Sportvereine zu unterstützen. Und ja, manchmal verstehen wir auch nicht, wie dringend Hilfe direkt vor der eigenen Tür nötig ist. Es ist wunderbar und lobenswert, wenn sich Menschen und Unternehmen in Nachbarschaft und Gemeinden engagieren. Aber ich bin der Meinung, dass große Unternehmen sich damit oft vor der eigentlichen Verantwortung drücken, nämlich ihre Lieferketten sauber zu gestalten und zu schauen, dass entlang ihrer gesamten Wertschöpfungskette niemand einen Nachteil erleidet. Darüber hinaus sollten sie aktiv daran mitarbeiten, echte Veränderung zu schaffen. Nicht, indem man sich hinter Zertifikaten und Mitgliedschaften versteckt, sondern vor allem damit, dass man transparent macht, was nicht richtig läuft, und damit den Grundstein dafür legt, echte Veränderung aktiv mitzugestalten. Diese Frustration im Gepäck und viele Streitgespräche später bin ich also auf die aberwitzige Idee gekommen, es einfach mal allein zu probieren. Ein Unternehmen zu gründen, das Schmuck herstellt und gleichzeitig Zusammenhänge kommuniziert und Lösungen vorantreibt. Das zeigen kann, dass sich Nachhaltigkeit und Wirtschaftlichkeit nicht ausschließen, sondern im Gegenteil: sogar bedingen.

Zum Glück war ich so naiv, denn hätte ich gewusst, was in den nächsten zehn Jahren auf mich zugekommen wäre, hätte ich mir es eventuell noch einmal anders überlegt.

Wie wird Gold zu Schmuck?

Zuerst musste ich aber lernen, wie das überhaupt funktioniert. Natürlich ist Gold immer Gold, aber es gibt so viele Feinheiten, die man verstehen muss, um Gold, seine Wirkung und Verwendung zu verstehen.

Wenn man Gold aus der Erde holt, dann ist es erst mal unbrauchbar. Es enthält starke Verunreinigungen, sodass dieses Gold erst einmal raffiniert wird, damit es überhaupt nutzbar ist. Gold in seiner reinen raffinierten Form nennt man Feingold. Es ist sehr weich und sehr gelb. Um damit arbeiten zu können und es härter zu machen, muss man es mit anderen Metallen mischen. Das Ganze nennt sich Legierung. Und da sind wir auch schon bei zumindest einer Bedeutung des Buchtitels angekommen. Anders als bei Diamanten bezeichnet die Maßeinheit Karat bei Gold den Reinheitsgrad. Auch die Schreibweise unterscheidet sich, denn Diamantengrößen beziehungsweise ihre Dichte werden mit Carat bezeichnet, in der Abkürzung ct. Spätestens jetzt könnte sich bei Ihnen ein Aha-Moment anbahnen, denn das Buch befasst sich nicht in erster Linie damit, wie viele Menschenleben ein Diamant fordert – das sollten wir alle dank Leonardo diCaprio schon mitbekommen haben –, sondern tatsächlich damit, wie viele Menschenleben der Goldabbau fordert – der Grund dafür, warum ich dieses Buch schreibe. Denn manchmal müssen wir aufzeigen, was nicht richtig läuft, um Veränderung möglich zu machen.

Und genau diese Veränderung ist es, um die es mir geht. Eine positive Vision in die Zukunft zu haben, ist immer der beste Antrieb, um die Extrameile zu gehen. Und das möchte ich nicht nur mit meiner Arbeit machen, sondern auch mit diesem Buch erreichen.

Deshalb gehen wir weiter rein:

Gold mit dem höchsten Feingoldanteil bemisst man mit 24 Karat. Man spricht auch von 99,99 % reinem Gold. Mischt man dieses Feingold nun mit anderen Metallen, spricht man je nach Zusammensetzung von folgenden Legierungen:

18 Karat Gold – auch 750er Gold genannt, bedeutet einen Anteil von 75 % reinem Gold und einen Anteil von 25 % anderer Metalle.

14 Karat Gold – auch 585er Gold genannt, bedeutet einen Anteil von 58,5 % reinem Gold und einen Anteil von 41,5 % anderer Metalle.

8 Karat Gold – auch 333er Gold genannt, bedeutet einen Anteil von 33,3 % reinem Gold und einen Anteil von 66,7 % anderer Metalle.

Je höher die Karatzahl, desto teurer wird die Legierung – natürlich aufgrund des erhöhten Feingoldanteils. Es gibt auch die Karaturen von 10 und 9 Karat, sie kommen in der Schmuckverarbeitung jedoch kaum vor.

Goldpreis

Ein weiterer wichtiger Fakt, wenn wir über Gold sprechen, ist der Preis. Dieser ist nämlich in keinem Fall festgelegt,

sondern schwankt. Eigentlich immer mit der Tendenz nach oben – aktuell so stark wie noch nie in seiner Geschichte. Das, was Anleger gerade freut, macht es Unternehmen (großen wie kleinen), die im Schmuckbereich arbeiten, enorm schwer. Denn erhöht sich der Einkaufspreis von Gold bei einem gleichbleibenden Verkaufspreis der fertigen Schmuckstücke, schrumpfen die Margen, also der Betrag, der übrig bleibt, um ein Unternehmen und alle dazugehörigen Kosten wie Gehälter, Miete, Telefon, Webseiten, Steuerberater etc. zu bezahlen. In manchen Fällen hat das weniger schlimme Auswirkungen, aber bei kleinen Unternehmen wie meinem kann das durchaus das Aus bedeuten. Denn Schmuckstücke immer teurer werden zu lassen, geht nur bis zu einem gewissen Punkt. Irgendwann geben die Menschen das Geld nicht mehr aus für einen kleinen Ring.

Ich glaube, wir alle tragen eine Art inneren Preis-Kompass in uns. Über Jahrzehnte hinweg haben wir gelernt, was Dinge „kosten dürfen“. Ein Auto, eine Handtasche, ein Hotelzimmer oder eben ein Ring – für all diese Produkte existiert in unserem Kopf eine gewisse Preisskala. Natürlich verschiebt sie sich mit der Inflation, mit Markenwelten und gesellschaftlichen Entwicklungen. Luxus lebt schließlich auch davon, dass wir nicht nur ein Produkt kaufen, sondern ein Gefühl, eine Geschichte, ein Statussymbol oder eine Zugehörigkeit.

Trotzdem gibt es Grenzen. Irgendwann entsteht ein Moment, in dem unser inneres Verhältnis zwischen Wert und Preis kippt. Wenn ein Ring, den wir emotional und gesellschaftlich irgendwo bei 2.000 Euro abgespeichert haben, plötzlich 5.000 kostet, beginnt etwas in uns zu zweifeln. Nicht unbedingt, weil wir das Geld nicht hätten, sondern weil unser Gefühl für Verhältnismäßigkeit irritiert wird.

Wir fragen uns plötzlich: Ist das wirklich noch gerechtfertigt? Oder bezahle ich gerade für ein System, das willkürlich handelt?

Einen viel größeren – und weit problematischeren – Einfluss hat der steigende Preis aber auf den Abbau von Gold. Steigen die Preise, so steigt auch der Gewinn, und das wiederum führt dazu, dass mehr Menschen und auch Firmen Gold abbauen wollen. Bevor wir prüfen, woran das genau liegt, schauen wir uns aber einmal an, wie sich der Goldpreis genau zusammensetzt.

Der Prozess der Preisfindung für Gold wird traditionell als **London Gold Fixing** bezeichnet. Er entstand im Jahr 1919 in London, als sich Vertreter mehrerer großer Banken erstmals trafen, um einen gemeinsamen Referenzpreis für Gold festzulegen. Damals geschah dies tatsächlich noch ganz analog: Die Banken verhandelten telefonisch miteinander, bis ein Preis gefunden war, der Angebot und Nachfrage im Markt widerspiegelte.

Über viele Jahrzehnte blieb dieses Verfahren nahezu unverändert. Zweimal täglich wurde ein Preis festgelegt – einmal am Vormittag und einmal am Nachmittag –, und dieser Preis diente weltweit als Orientierung für Händler, Banken, Schmuckunternehmen und Zentralbanken.

Organisiert wurde der Prozess lange Zeit von der **London Gold Market Fixing Ltd.**, einem Zusammenschluss der beteiligten Banken. Doch je größer und globaler der Goldmarkt wurde, desto stärker geriet dieses Verfahren in die Kritik. Denn der Preis eines der wichtigsten Rohstoffe der Welt wurde im Grunde von einer kleinen Gruppe Finanzinstitutionen festgelegt – und das hinter verschlossenen Türen.

Spätestens nach der Finanzkrise 2008 begannen Aufsichtsbehörden und Marktteilnehmer, solche Systeme genauer zu hinterfragen. In mehreren Finanzmärkten waren Manipulationen von Referenzpreisen aufgedeckt worden, etwa beim LIBOR-Zinssatz oder bei Devisenkursen. Auch im Edelmetallhandel tauchten immer wieder Vorwürfe auf, dass Banken ihre Positionen rund um den Fixing-Zeitpunkt nutzen könnten, um von Preisbewegungen zu profitieren.

Der Vorwurf lautete also nicht unbedingt, dass der Preis grundsätzlich falsch war – sondern, dass der Prozess zu intransparent und anfällig für Interessenkonflikte war.

Mit anderen Worten: Ein Markt von globaler Bedeutung wurde durch ein Verfahren gesteuert, das noch aus einer anderen Zeit stammte.

Der Druck auf Reformen wuchs.

2015 wurde das System deshalb grundlegend umgestellt. Der Preis wird seither über eine elektronische Auktionsplattform ermittelt und von der **London Bullion Market Association (LBMA)** administriert – der wichtigsten Branchenorganisation des internationalen Goldhandels. Ziel war es, den Prozess transparenter zu machen, mehr Marktteilnehmer einzubeziehen und regulatorische Standards zu erfüllen.

Die grundlegende Idee blieb jedoch gleich: Der Goldpreis entsteht weiterhin aus einem Auktionsprozess, bei dem Angebot und Nachfrage miteinander abgeglichen werden. Nur dass diese Auktion heute digital statt telefonisch stattfindet.

Als ich mich das erste Mal tiefer mit diesem Prozess beschäftigt habe, musste ich ehrlich gesagt kurz schlucken. Denn wenn man einen Schritt zurücktritt, wird plötzlich sichtbar, wie viel Macht sich hier eigentlich konzentriert.

Über Jahrzehnte hinweg saßen Vertreter einiger weniger großer Finanzinstitute zusammen und legten den

Referenzpreis für Gold fest – für einen Rohstoff, der weltweit gehandelt wird und von dem ganze Industrien abhängen. Ein Preis, der Auswirkungen hat auf Minen, auf Schmuckunternehmen, auf Zentralbanken, Investoren und Märkte rund um den Globus.

Natürlich passiert das nicht völlig willkürlich. Angebot und Nachfrage spielen eine Rolle, Marktbewegungen, geopolitische Entwicklungen, Erwartungen der Investoren ... all das fließt in den Preis ein.

Und trotzdem bleibt da ein Gedanke, den ich einfach total verrückt finde. Denn am Tisch saßen genau die Institutionen, die selbst massiv im Goldhandel engagiert sind. Banken, die mit Gold handeln. Banken, die an Preisbewegungen verdienen. Banken, deren Kunden von steigenden oder fallenden Preisen profitieren.

Mit anderen Worten: Genau die Akteure, die am Markt verdienen, haben direkten Einfluss auf den Referenzpreis dieses Markts.

Ich finde das ziemlich bemerkenswert.

Nicht, weil ich glaube, dass dort jeden Tag jemand sitzt und sagt: „Heute machen wir Gold mal teurer.“ So einfach funktioniert das System natürlich nicht. Aber allein die Möglichkeit, dass Finanzinstitutionen mit eigenen Handelsinteressen an der Preisfindung beteiligt sind, zeigt, wie eng Finanzmärkte und Rohstoffmärkte miteinander verflochten sind. Und seien wir ehrlich, mir fällt es schwer zu glauben, dass diese Positionen nicht oft ausgenutzt wurden.

Dass das System nach der Finanzkrise kritisiert und umgestellt wurde, war längst hinfällig. 2015 wurde das System also grundlegend umgestellt.

Es scheint jetzt um einiges transparenter, aber wichtig ist trotzdem: Der Preis wird immer noch von Marktteilnehmern

bestimmt – also von Banken, Handelsunternehmen und anderen Akteuren im Goldmarkt –, die nach wie vor Geld damit verdienen. Man kann sich das vereinfacht wie eine Art elektronische Auktion vorstellen. Käufer und Verkäufer geben ihre Orders ein, und das System gleicht Angebot und Nachfrage so lange ab, bis ein Gleichgewichtspreis entsteht. Es ist also immer noch keine unabhängige Preisfindung – immer noch sind es Menschen und Marktteilnehmer. Die Neuerung ist nur, dass die Gebote heute in einem regulierten und nachvollziehbaren System zusammenlaufen.

Für mich heißt das: Auch heute ist der Preis von Gold am Ende nicht nur eine Frage von Geologie oder Knappheit. Es ist eine Frage von Macht, Kapital und Vertrauen. Eine Sache, die bei Goldpreisfindung offenbar keine Rolle spielt, ist seine Auswirkung da, wo der Rohstoff abgebaut wird. Und das hat fatale Folgen.

Bisher haben wir ausführlich über Gold als Währung gesprochen – und das aus gutem Grund. Denn letztlich sind es Kapitalinteressen und Marktmechanismen, die den Preis bestimmen und damit den gesamten Umgang mit Gold prägen. Diese Logik bildet das Fundament für alles Weitere: für Abbau, Handel und Bewertung.

Gold und sein Nutzen

Im Verlauf dieses Buchs sind nun bereits zwei große Nutzungsbereiche von Gold aufgetaucht: die Schmuck- und Uhrenindustrie sowie die Finanz- und Investmentbranche. Beide zusammen machen den größten Teil der weltweiten Goldnachfrage aus. Schmuck, als Symbol für Emotion, Status

oder Erinnerung. Gold als Wertanlage, als Absicherung gegen Krisen und Inflation.

Doch es gibt noch eine dritte Industrie, die ohne Gold kaum funktionieren würde – eine Branche, die in unserem Alltag eine immer größere Rolle spielt und deren Bedeutung für den Goldmarkt in den kommenden Jahren weiter wachsen dürfte.

Die Technologieindustrie.

Und genau hier wird es spannend. Denn während Schmuck und Goldbarren für viele Menschen sichtbare Formen von Gold sind, begegnet es uns in der Technologie meist völlig unsichtbar. Wir sehen es nicht – und denken deshalb auch selten darüber nach.

Fakt ist: Ohne Gold könnte ich dieses Buch vermutlich nicht so schreiben, wie ich es gerade tue. Vielleicht müsste ich es tatsächlich mit der Hand auf Papier schreiben. Das wäre sicherlich romantisch und würde gut zum nostalgischen Bild von Autorinnen und Autoren passen. Gleichzeitig würde es aber vermutlich auch dazu führen, dass ich dieses Buch nie rechtzeitig fertig bekomme – ganz einfach, weil unsere heutige Arbeitswelt ohne digitale Technologien kaum mehr vorstellbar ist.

Und genau diese Technologien sind auf Gold angewiesen.

Gold besitzt einige Eigenschaften, die es für moderne Elektronik nahezu unersetzlich machen. Es ist ein hervorragender Leiter für elektrischen Strom, es korrodiert nicht und bleibt über lange Zeit stabil. Genau deshalb wird es in winzigen Mengen in elektronischen Bauteilen verwendet – etwa in Kontaktstellen, Steckverbindungen oder Leiterplatten.

Das bedeutet: In jedem Smartphone, jedem Laptop und jedem Tablet steckt Gold.

Auch in dem Gerät, auf dem Sie dieses Buch vielleicht gerade lesen.

Und plötzlich wird klar, dass unser Kontakt mit Gold weit über Schmuckschatullen oder Banksafes hinausgeht. Gold ist nicht nur Teil unserer Träume von Luxus und Sicherheit – es ist Teil unserer Infrastruktur. Teil der digitalen Welt, die unseren Alltag bestimmt.

Neben Smartphones, Tablets und Wearables findet sich Gold auch in E-Readern, GPS-Geräten, Autos, Drohnen, Bank- und Zahlungssystemen, Solaranlagen, medizinischen Geräten und industriellen Elektroniksystemen. Viele dieser Technologien funktionieren nur deshalb so zuverlässig, weil Gold in ihren empfindlichsten Bauteilen verwendet wird.

Wenn man sich das einmal bewusst macht, verändert sich der Blick auf diesen Rohstoff. Gold ist nicht nur ein Symbol – es ist ein integraler Bestandteil unserer modernen Welt.

Und genau deshalb fällt es mir immer wieder schwer zu verstehen, wie wenig Aufmerksamkeit die Lieferketten dieses Rohstoffs in der öffentlichen Debatte bekommen. Wir sprechen über Smartphones, über Elektromobilität, über Digitalisierung und künstliche Intelligenz. Doch kaum jemand spricht darüber, woher die Materialien kommen, die diese Technologien überhaupt erst möglich machen.

Auch wenn die Bedeutung von Gold in der Technologieindustrie wächst, bleibt ihr Anteil an der gesamten Goldnachfrage bislang vergleichsweise klein, was erklären könnte, warum die Debatte hier nicht wirklich geführt wird, auch wenn wir dadurch mehr in Kontakt mit Gold sind, als viele zu denken vermögen.

Ein Blick auf die Zahlen zeigt das ziemlich deutlich:

Im Jahr 2023 gingen etwa 43 Prozent der weltweiten Goldnachfrage in die Schmuck- und Uhrenindustrie. Weitere 21 Prozent wurden von Zentralbanken nachgefragt, die

ihre Goldreserven aufstockten. Noch einmal 21 Prozent entfielen auf den Investmentbereich – also auf private und institutionelle Anleger, die Gold als Anlageform kaufen. Die Industrie, also vor allem Elektronik, machte dagegen nur etwa sechs Prozent der Nachfrage aus.

Die restlichen neun Prozent entfielen auf den sogenannten OTC-Markt. OTC steht für Over the Counter und beschreibt Handelsgeschäfte, die außerhalb regulierter Börsen stattfinden. Auch das musste ich während der Recherche für dieses Buch erst einmal genauer verstehen. Besonders auffällig war für mich eine Zahl: Dieser Bereich ist im Vergleich zum Vorjahr um unglaubliche 753 Prozent gewachsen.

OTC-Geschäfte ermöglichen es Marktteilnehmern, große Mengen Gold relativ diskret zu kaufen oder zu verkaufen. Preis und Vertragsbedingungen werden dabei direkt zwischen den Parteien ausgehandelt. Zahlungen können nicht nur in klassischen Währungen wie dem US-Dollar erfolgen, sondern auch in anderen Formen – etwa in Rohöl, Yuan, Rubel oder sogar Bitcoin. Diese Flexibilität macht den OTC-Handel für viele Akteure attraktiv.

Gleichzeitig zeigt sie aber auch, wie schwer kontrollierbar der Goldhandel in manchen Bereichen ist.

Und genau hier wird Gold plötzlich wieder politisch.

Denn ein Rohstoff, der auf so vielen Wegen gehandelt werden kann, der in Krisenzeiten als Absicherung dient und dessen Ursprung nach der Raffination kaum noch nachvollziehbar ist, kann auch zu einer Art Schattenwährung werden. Eine Währung, mit der Konflikte finanziert werden können, ohne dass ihre Wege immer vollständig nachvollziehbar sind.

Gold ist nicht nur Schmuck, nicht nur Investment und nicht nur Technologie. Es ist ein Rohstoff, der tief in die Struktur unserer globalen Wirtschaft eingebettet ist.

Und genau deshalb lohnt es sich, genauer hinzuschauen.

Aber bevor wir das tun, erst einmal: Herzlichen Glückwunsch.

Sie haben gerade erfolgreich das kleine Einmaleins des Goldes hinter sich gebracht. Und sind damit ziemlich gut vorbereitet auf das, worum es in diesem Buch eigentlich geht.

Denn jetzt wird es ernst. Jetzt geht es dorthin, wo Gold tatsächlich beginnt: in die Minen.

Der Goldabbau und seine großen Herausforderungen

Gold wirkt edel. Sein Abbau ist es selten.

Schon im alten Ägypten wurde Gold nicht nur bewundert, sondern systematisch gefördert – mit Sklaven und Kriegsgefangenen als Arbeitskräften. Es scheint, als sei damals ein Muster entstanden, das sich bis heute fortsetzt: Ein Produkt von unfassbarem Wert wird unter Bedingungen gewonnen, die selbst wenig wertgeschätzt werden.

Um zu verstehen, was genau den Goldabbau so problematisch macht, müssen wir zunächst unterscheiden, wie Gold heute überhaupt gefördert wird.

Zwei Systeme – ein Rohstoff

Grundsätzlich wird der moderne Goldabbau in zwei Segmente unterteilt:

Large Scale Mining (LSM) – der industrielle Großbergbau, und Artisanal and Small-Scale Mining (ASM) – der handwerkliche bzw. kleinindustrielle Bergbau.

Die meisten haben den Großbergbau vor Augen: riesige, spiralförmig in die Erde gefräste Krater, schweres Gerät, internationale Konzerne. Hier wird mit enormem Kapitaleinsatz gearbeitet. Landschaften werden abgetragen, Wälder gerodet, ganze Ökosysteme verändert. Die Minen liegen häufig in Regionen, die von indigenen Gemeinschaften bewohnt werden – Vertreibungen sind keine Seltenheit. Auch hier kommen hochgiftige Chemikalien wie Zyanid und Quecksilber zum Einsatz.

Und doch beschäftigt dieser Sektor vergleichsweise wenige Menschen.

Ganz anders der Kleinbergbau. Der Kleinbergbau ist das Gegenteil davon. Er ist unübersichtlich, fragmentiert, laut, staubig, und vor allem eines: menschlich.

Statt einer großen Mine erstreckt sich hier oft ein ganzes Feld aus kleinen Abbaupunkten. Wie ein Flickenteppich ziehen sich die Minenschächte über das Gelände. Einer neben dem anderen, ohne klare Struktur, ohne sichtbare Ordnung. Überall kleine Eingänge in die Erde. Manche kaum größer als ein Loch, andere mit einfachen Konstruktionen überdacht. Orangefarbene und blaue Plastikplanen spannen sich über viele dieser Eingänge. Sie dienen als provisorischer Schutz vor Sonne und Regen. Ein einfaches, fast beiläufiges Detail, und gleichzeitig ein stiller Hinweis darauf, wie improvisiert hier gearbeitet wird.

Neben den Schächten liegen Berge von abgetragener Erde. Geröll, Schlamm, Gestein. Alles, was aus der Tiefe nach oben geholt wird, sammelt sich hier. Es gibt keinen klaren Ort, an dem es „hingehört“. Es ist einfach da. Wie Spuren der Arbeit, die niemals wirklich verschwinden.

Die Schächte selbst reichen oft bis zu 100, manchmal sogar 200 Meter tief in die Erde. Enge, dunkle Röhren, die

sich nach unten ziehen. Und obwohl jeder Schacht einer bestimmten Gruppe gehört, sind viele von ihnen unterirdisch miteinander verbunden. Ein unsichtbares Netzwerk unter der Oberfläche. Trotzdem bleibt jede Gruppe in ihren eigenen Gängen. Das Territorium ist klar – auch wenn man es von außen nicht sehen kann.

Was man hingegen sofort bemerkt, sind die Generatoren.

Neben vielen Eingängen stehen große Dieselaggregate, die ununterbrochen laufen. Ihr Lärm ist ohrenbetäubend. Sie pumpen Luft in die Tiefe, sorgen dafür, dass die Arbeiter überhaupt atmen können. Ohne sie wäre ein Abstieg unmöglich. Der Klang dieser Maschinen liegt wie ein permanenter Teppich über dem gesamten Gelände.

Die Schächte selbst sind oft kaum gesichert. In manchen Minen, in denen etwas mehr Geld vorhanden ist, werden sie mit Holzbalken verkleidet. Balken, die quer und längs verlaufen, um ein Einstürzen zu verhindern. Doch auch diese Konstruktionen wirken selten vertrauenerweckend. Sie sind funktional, nicht stabil. Ein Kompromiss.

Der Weg nach unten ist ein Kapitel für sich. Es gibt Seilwinden, mit denen die Arbeiter in die Tiefe gelassen werden. Manche setzen sich auf einen einfachen Querbalken, andere auf einen Eimer. Dann werden sie langsam herabgelassen – manchmal elektrisch betrieben, oft aber auch per Hand. Und dann gibt es diejenigen, die klettern. An den Holzbalken entlang, Meter für Meter, nach unten und wieder nach oben. Manche Schächte sind so gebaut, dass Querstreben wie eine improvisierte Leiter funktionieren. Doch selbst dann bleibt es ein körperlicher Kraftakt. Jeder Abstieg ist Arbeit. Jeder Aufstieg noch mehr.

Und während unter der Erde die eigentliche Arbeit stattfindet, passiert direkt daneben schon der nächste Schritt.

Die sogenannten Processing Sites liegen oft nur wenige Meter von den Schächten entfernt. Es gibt keine klare Trennung zwischen Abbau und Verarbeitung. Alles passiert gleichzeitig, nebeneinander, ineinander übergehend.

Und hier wird es noch einmal lauter. Große rotierende Mühlen laufen rund um die Uhr. Metallene Trommeln, gefüllt mit Gestein, drehen sich unaufhörlich und zerkleinern das Material zu feinem Sand. Der Lärm ist konstant, dröhnend, kaum auszuhalten. Man kann sich kaum unterhalten, ohne die Stimme zu erheben.

Staub liegt in der Luft. Feiner, trockener Staub, der sich auf Haut und Kleidung legt, der sich in die Atemwege setzt, der Teil dieses Ortes wird.

Und dazwischen: Menschen.

Menschen, die arbeiten, warten, tragen, schaufeln, sortieren. Menschen, die hier ihren Lebensunterhalt verdienen. Oft in Gruppen organisiert, manchmal familienähnlich, mit klaren Rollen, aber ohne die Strukturen, die wir aus industriellen Systemen kennen.

Der Verdienst hat viele Formen. In etwas besseren Minen verdienen die Arbeiter und Arbeiterinnen je nach Aufgabenbereich zwischen zwei und zwölf Dollar am Tag. Arbeitet man in so einer Mine, hat man Glück.

Oft findet die Bezahlung nämlich nicht statt. Wenn Menschen von Minenbesitzern oder von denen, die eine Lizenz zum Schürfen haben, angeworben werden, passiert das oft durch falsche Versprechen. Sie müssen sich vor Ort Geld leihen, um Gerätschaften, Quecksilber, Holz zu kaufen. Mancherorts werden ihnen auch die Papiere abgenommen, so dass sie nicht wegkönnen: Sicherheitsmaßnahmen nennt man das. Nicht selten finden sich die Arbeiterinnen und Arbeiter dann nach einiger Zeit in einer Schuldenspirale wieder, aus

der sie nicht mehr herauskommen. Denn der Verdienst deckt oft nicht die Kosten, und so müssen sie immer neue Schulden aufnehmen.

Ein weiteres Modell, das sehr häufig vorkommt, ist die Bezahlung durch Naturalien. Die Minenarbeiter und Arbeiterinnen werden mit Steinen oder gar Schlamm bezahlt. Alles, was sie darin an Gold finden, dürfen sie behalten. Abgesehen davon, dass sich gerade in dem Schlamm, der entsteht, nachdem das erste Gold schon gefiltert wurde, kaum noch etwas finden lässt, müssen die Menschen noch einmal einen enormen Arbeitsaufwand investieren, um nach ihrer sogenannten „Bezahlung“ zu suchen. Das Risiko liegt also vollumfänglich bei ihnen, und nicht selten fällt diese Arbeit für sie selbst ganz ohne Ertrag aus.

Der Kleinbergbau ist kein einzelner Ort. Er ist ein System aus vielen kleinen Einheiten, die parallel existieren. Unkoordiniert und gleichzeitig hochfunktional. Er wirkt chaotisch – und folgt doch seinen eigenen Regeln. Und vielleicht ist genau das der größte Unterschied zum industriellen Bergbau: Hier ist nichts abstrahiert. Hier sieht man jede Bewegung, jeden Handgriff, jede Entscheidung. Hier ist Gold nicht nur ein Rohstoff. Hier ist es Arbeit, Risiko und Hoffnung. Und manchmal auch alles gleichzeitig.

Rund 20 Prozent des weltweit gefördertten Goldes stammen aus dem sogenannten ASM-Sektor. 2023 waren das offiziell rund 729 Tonnen von insgesamt 3.644 Tonnen. Was nach einem kleinen Anteil klingt, ist sozial betrachtet enorm: Der Kleinbergbau beschäftigt schätzungsweise 80 bis 90 Prozent der weltweit im Goldabbau tätigen Menschen.

Das bedeutet: Der größte Teil der Wertschöpfung liegt nicht dort, wo die meisten Menschen arbeiten. Und genau hier beginnt das Spannungsfeld.

Wie Gold gewonnen wird

Gold liegt also nicht in glänzenden Klumpen auf der Straße. Es befindet sich meist in winzigen Partikeln im Gestein. Häufig in sogenannten Goldadern – mineralisierten Zonen, die sich durch das Gestein ziehen. Im industriellen Bergbau werden diese Lagerstätten mit Sprengungen erschlossen. Im Kleinbergbau geschieht das oft mit einfachsten Mitteln: Spitzhacken, improvisierten Schächten, manueller Zerkleinerung.

Am Ende muss das Gold vom Erz getrennt werden. Dabei kommt meist eine Methode zum Einsatz: chemische Verfahren mit Zyanid oder Quecksilber.

Quecksilber hat die Fähigkeit, sich mit Gold zu verbinden.

Der Prozess beginnt mit dem, was aus der Mine kommt: Gestein, das bereits in Mühlen oder oft auch händisch zu feinem Sand zermahlen wurde. Dieser Sand enthält winzige Goldpartikel – so klein, dass man sie mit bloßem Auge kaum erkennen kann.

In einem ersten Schritt wird dieser Sand mit Wasser vermischt und über leicht abfallende Konstruktionen, die mit einer Art Vlies bedeckt sind, geschüttet. Bei dem Prozess bleiben eventuell Goldpartikel im Vlies hängen, da Gold schwerer ist und somit nach unten sinkt. Dieses Fließ wird anschließend genommen und in Wasserbehältern gründlich ausgewaschen. Anschließend wird es mit Quecksilber vermischt, um das Gold zu binden.

Auch der Schlamm, der nicht im Fließ hängen bleibt, wird noch verarbeitet. Es geht um jedes noch so kleine Gramm Gold.

Um dieses Gold sichtbar und greifbar zu machen, wird dann Quecksilber hinzugefügt.

Oft geschieht das direkt vor Ort, an einfachen Wasserbecken oder in flachen Gruben. Der feine Goldsand wird mit

Wasser vermischt. Dann wird Quecksilber dazugegeben – meist einfach aus einer Plastikflasche heraus. Und dann beginnt das Rühren und Schwenken. Oft mit bloßen Händen, während sich das Quecksilber mit den Goldpartikeln verbindet und ein neues Material entsteht: das sogenannte Amalgam.

Ein kleiner, silbrig glänzender Klumpen.

Das ist der Moment, in dem das unsichtbare Gold plötzlich sichtbar wird. Doch der eigentliche Preis dieses Moments zeigt sich erst im nächsten Schritt. Um das Gold von Quecksilber zu trennen, wird das Amalgam erhitzt. Meist über offenem Feuer. Auf einem Löffel, einem Stück Metall oder direkt in einer kleinen Schale.

Das Quecksilber beginnt zu verdampfen.

Und zurück bleibt – Gold.

Was in diesem Moment passiert, ist kaum zu sehen. Es gibt keinen großen Knall, kein offensichtliches Zeichen. Nur ein leichtes Zischen, ein dünner Rauch, der aufsteigt.

Doch genau dieser Moment ist einer der gefährlichsten im gesamten Prozess. Denn Quecksilber verdampft bereits bei relativ niedrigen Temperaturen. Und dieser Dampf ist hochgiftig. Er wird eingeatmet und das direkt. Von den Menschen, die das Amalgam verbrennen. Von denen, die danebenstehen. Von allen, die sich in der Nähe aufhalten.

Und hier lohnt sich ein kurzer Perspektivwechsel.

In Deutschland gilt Quecksilber als hochgefährlicher Stoff. Wenn eine Energiesparlampe zerbricht – eine dieser Lampen, die nur wenige Milligramm Quecksilber enthalten –, gibt es klare Handlungsempfehlungen: Fenster öffnen, den Raum verlassen, gründlich lüften, die Reste vorsichtig aufnehmen und als Sondermüll entsorgen. Man soll den Kontakt vermeiden. Man soll den Dampf nicht einatmen. Man soll sich schützen.

Vor allem Kindern und schwangeren Frauen wird empfohlen, den Raum mehrere Stunden nicht mehr zu betreten.

Und jetzt stellen sie sich denselben Stoff vor – nicht in Milligramm, sondern in deutlich größeren Mengen. (Um ein Gramm Gold zu gewinnen, braucht man ca. zwei bis drei Gramm Quecksilber). Nicht in einem kontrollierten Verfahren, sondern unter freiem Himmel und leider zunehmend auch in geschlossenen Räumlichkeiten. Nicht mit Schutzmaßnahmen, sondern mit bloßen Händen. Und nicht als einmaliges Ereignis, sondern als tägliche Routine.

Genau das passiert im Kleinbergbau.

Quecksilber wirkt auf den menschlichen Körper auf vielfältige und oft irreversible Weise. Besonders gefährlich ist der eingeatmete Dampf. Er gelangt über die Lunge direkt ins zentrale Nervensystem. Die Folgen können schwerwiegend sein: Zittern, Koordinationsstörungen, Gedächtnisprobleme, Konzentrationsschwäche, Nervenschäden. In schweren Fällen kommt es zu dauerhaften neurologischen Schäden.

Besonders tragisch ist, dass auch Kinder und ungeborene Babys betroffen sind. Quecksilber kann die Entwicklung des Gehirns massiv beeinträchtigen. Und der Schaden endet nicht beim Menschen.

Ein großer Teil des Quecksilbers gelangt in die Umwelt. Beim Waschen des Goldes – also dem Prozess, wo das Quecksilber mit dem Golderz im Wasser Kontakt bekommt – wird es oft direkt in Flüsse und Böden gespült. Von dort aus verteilt es sich weiter – in Gewässern, im Grundwasser, in der Nahrungskette.

Im Wasser wird Quecksilber zu Methylquecksilber umgewandelt, einer besonders giftigen Form, die sich in Fischen anreichert. Menschen, die diese Fische essen, nehmen das Gift wieder auf. Ein Kreislauf entsteht.

Ein unsichtbarer Kreislauf, der weit über die Mine hinaus wirkt. Und genau das macht Quecksilber so tückisch. Es verschwindet nicht. Es bleibt. Im Boden. Im Wasser. Im Körper. Und während Gold am Ende glänzend und rein vor uns liegt, bleibt all das, was auf dem Weg dorthin passiert ist, oft unsichtbar.

Ich habe all das selbst erlebt. In den Kleinstminen in Peru und Uganda wird dieses Unsichtbare sichtbar.

Während ich dort stand und beobachtete, wie Quecksilber mit bloßen Händen verarbeitet wird, wie der Dampf eingeatmet wird, als wäre es nichts – wurde mir immer wieder klar, dass das hier nicht nur ein Problem ist. Es ist ein System.

Ein System, in dem Menschen arbeiten, leben – und aufwachsen.

Die Internationale Arbeitsorganisation schätzt, dass weltweit rund eine Million Kinder im Kleinbergbau arbeiten, viele davon im Goldsektor. Eine Zahl, die so hoch ist, dass sie fast abstrakt wirkt. Bis man sie sieht.

Denn diese Kinder sind nicht irgendwo weit weg von den Minen. Sie sind mittendrin. Viele Familien leben direkt auf oder neben den Abbaugebieten. Die Minen sind nicht nur Arbeitsorte, es sind Lebensräume. Kinder wachsen hier auf, zwischen Schächten, Geröllhaufen und Mühlen. Sie sehen von klein auf, wie Gold gewonnen wird. Sie erleben, wie ihre Eltern arbeiten. Sie atmen denselben Staub, hören dieselben Maschinen, riechen dieselben Dämpfe.

Viele dieser Kinder haben keinen oder nur sehr eingeschränkten Zugang zu Bildung. Schulen sind weit entfernt, schlecht ausgestattet oder schlicht nicht vorhanden. Und selbst wenn sie zur Schule gehen, gibt es danach kaum Perspektiven, keine Jobs, keine Alternativen. Keine echte Zukunft außerhalb der Mine.

Und so landen viele von ihnen genau dort, wo sie herkommen: im Kleinbergbau.

Manche helfen ihren Eltern, tragen Wasser, sortieren Gestein, stehen an den Mühlen oder arbeiten an den Processing Sites. Andere steigen selbst in die Schächte, weil sie klein genug sind, um durch enge Gänge zu kommen. Weil ihre Körper dort eingesetzt werden können, wo Erwachsene nicht mehr durchpassen.

Und in manchen Regionen geht es noch weiter. Dort arbeiten Kinder nicht nur aus Not oder familiärer Unterstützung, sondern weil sie ausgebeutet werden. Weil sie keine Wahl haben. Weil sie Teil von Strukturen sind, die wir aus sicherer Distanz oft nur schwer begreifen können. Gold ist für diese Kinder kein Symbol. Es ist ihr Alltag. Alltag, wie es auch in meiner Kindheit war. Ich bin mit Gold aufgewachsen. In einer Welt, in der es für Schönheit stand, für Handwerk, für Emotion. Für Wert. Ich bin privilegiert groß geworden, in einem Umfeld, in dem Gold Möglichkeiten geschaffen hat. Reisen, Bildung, Sicherheit.

Und hier stehe ich nun immer wieder auf Goldminen, wo Kinder mit genau demselben Rohstoff in Berührung kommen wie ich. Nur unter völlig anderen Bedingungen. Für sie bedeutet Gold nicht Sicherheit, sondern Risiko. Nicht Möglichkeiten, sondern Perspektivlosigkeit.

Es ist dieselbe Ressource. Und doch könnten die Realitäten nicht weiter auseinanderliegen.

Zwei Seiten derselben Medaille.

Und vielleicht ist genau das einer der schwierigsten Punkte in dieser ganzen Auseinandersetzung: Dass es hier nicht nur um ein Problem geht, das man lösen muss. Es geht um ein System, das auf der einen Seite Wohlstand schafft – und auf der anderen Seite genau das Gegenteil.

Und genau deshalb reicht es nicht, nur auf die Symptome zu schauen. Wenn wir über Kinderarbeit im Goldabbau sprechen, müssen wir über Armut sprechen. Über fehlende Bildung. Über wirtschaftliche Abhängigkeiten. Über globale Lieferketten. Über unsere eigene Rolle in diesem System. Denn diese Kinder sind nicht einfach Teil eines Problems. Sie sind Teil derselben Realität, die auch unser Leben möglich macht.

Die großen Herausforderungen

Die Herausforderungen des Goldabbaus lassen sich grob in vier Bereiche einteilen:

1. Umweltzerstörung

Goldvorkommen liegen häufig in ökologisch sensiblen Regionen – etwa im Amazonasgebiet. Der Abbau führt zu Entwaldung, Bodenerosion, Wasserverschmutzung und einem hohen CO₂-Ausstoß, insbesondere durch dieselbetriebene Maschinen im alluvialen Abbau.

2. Soziale Prekarität

In vielen Abbaugebieten fehlen grundlegende Infrastrukturen: medizinische Versorgung, Bildungseinrichtungen, sichere Arbeitsbedingungen. Frauen sind besonders vulnerabel – Ausbeutung und Prostitution sind in manchen Regionen eng mit dem Minenbetrieb verwoben.

3. Sicherheitsrisiken

Improvisierte Schächte, fehlende Sicherungssysteme, unsachgemäßer Umgang mit Dynamit – tödliche Unfälle sind keine Ausnahme. Investitionen in sichere Strukturen bleiben